Wiener Stadt-Bibliothek.
163437 Ja

Wiener Stadt-Bibliothek.
163437 Ja

Ia 163.437

K A R L K R A U S

D I E F A C K E L

Nr. 838 - 844

September 1930

V

K O R R E K T U R E N

des letzten Umbruchs

H.I.N. 176.778

WIENER STADTBIBLIOTHEK

I N H A L T S V E R Z E I C H N I S

I. Korrekturen der ersten Druckbögen
(S. 16 - 48), neue Redaktion ..... Bl. 1 - 18
Bl. 1-2 Manuskript.

II. Endgültige Redaktion mit zusätzlichen
Korrekturen ..... Bl.19 -116
Blätter mit handschriftl.Korrek-
turen:
zur S. 75 50
zur S. 88 83
(nachgetragene Korrektur Bl.84)

Ia 163.437

WIENER STADTBIBLIOTHEK

WIENER STADTBIBLIOTHEK

WIENER STADTBIBLIOTHEK

irgendeiner Privatperson, z. B. dem Herausgeber der »Fackel«, wenn er sich etwa dafür interessierte, diese Auskunft geben würde: denn meine Absichten sind keineswegs geheim, jedermann kann sie erfahren.

Ebensowenig bin ich geneigt, in einem Brief an den Verlag auf die Angelegenheit des angeblichen »Widmungsexemplares« einzugehen. Ich bin in dieser Sache nur Karl Kraus persönlich Rechenschaft schuldig, sei es, daß er privat diese Rechenschaft fordert, sei es, daß er mir öffentlich eine Irreführung vorwirft. Ich werde ihm in beiden Fällen — im ersten Fall privat, im zweiten öffentlich — mit einer Aufklärung dienen können. Doch gestehe ich, daß mir jede dieser beiden Möglichkeiten lieber wäre, als die unkontrollierten und unkontrollierbaren Gerüchte, die sich an einen Tatbestand geknüpft zu haben scheinen.

Da ich übrigens für den Text eines Briefes, der so tief in persönliche Umstände greift, eine bestimmte körperliche Person, nicht aber eine juristische Person, verantwortlich zu machen wünsche, so bin ich gezwungen, derartige Briefe von Ihnen, wenn Sie nicht irgendeine persönliche Unterschrift tragen, in Hinkunft ungelesen zurückzusenden.

Willy Haas

1. März 1930

An die

Literarische Welt Verlags-Ges. m. b. H.

Herrn Willy Haas

Berlin

Da Sie für den Text eines Briefes, der so tief in persönliche Umstände greift, »eine bestimmte körperliche Person, nicht aber eine juristische Person verantwortlich zu machen wünschen«, so teilen wir Ihnen mit, daß für die Briefe, die vom Verlag der Fackel unterzeichnet sind — der Ihnen bloß als moralische Person gegenübertreten wollte —, der Herausgeber der Fackel, Herr Karl Kraus verantwortlich ist und die Verantwortung in keinem Falle ablehnen würde. Um aber der Gefahr zu begegnen, daß Sie »derartige Briefe, wenn sie nicht irgendeine persönliche Unterschrift tragen, in Hinkunft ungelesen zurücksenden«, ist der vorliegende Brief wie die meisten, die der Verlag der Fackel mit der unverkennbaren Autorisation durch den Herausgeber absendet, von der mit dessen Absichten wohlvertrauten Verlagsleiterin unterzeichnet, der natürlich niemals zugemutet werden könnte, formale Beleidigungen weiterzugeben. Wir wissen nicht, welche Art der Verantwortlichkeit Sie sonst

WIENER STADTBIBLIOTHEK

anzusprechen wünschen, aber jede andere teilt die körperliche Person, die den Brief unterzeichnet, mit dem Herausgeber, der ihn veranlaßt, jedoch über dieses Maß einer persönlichen Verbindung mit dem Adressaten selten hinauszugehen pflegt. Wir erteilen diese Auskunft selbstverständlich nur in der Annahme, daß Sie mit der körperlichen Person nichts anderes als eine sichtbare und individuell juristisch erreichbare — im Gegensatz zu der »juristischen Person« im technischen Sinne — gemeint haben und nicht etwa den Gedanken fortspinnen wollten, den Sie in der Verteidigung des Falles Pöffel angeregt haben: daß nämlich der polemischen Feder der Revolver adäquat sei, und wäre es selbst der des Erpressers. Wir hoffen, daß Ihnen diese Auskunft bezüglich der Verantwortlichkeit genügen wird, um die Entgegennahme unseres meritorischen Bescheides zu ermöglichen.

Zunächst müssen wir Ihren freundlichen Glückwunsch zu unserer Entdeckung, daß dieselbe Nummer einer Zeitschrift redaktionelle Anzeigen und bezahlte Annoncen derselben Bücher enthält, als durchaus unverdient abweisen — beiweitem weniger verdient als die Annoncengelder, die durch diese Einrichtung erworben werden. Wir glaubten hier so wenig eine Entdeckung zu machen wie einer, der die Tatsache erwähnt, daß es Amerika gibt. Dagegen müssen wir Ihnen gestehen, daß uns Ihre Bereitwilligkeit, uns »wie jedermann« eine Erklärung der Tatsache oder des Umstandes zu geben, »wenn wir uns dafür interessieren sollten«, außerordentlich erfreut. Natürlich interessieren wir uns dafür und sind schon sehr gespannt, wie einmal von fachlich berufener Seite eine Erklärung des Umstandes erfolgen wird. Seit über dreißig Jahren suchen wir ja eben diesem Phänomen auf den Grund zu kommen und tappen im Dunkeln. Oft und oft waren wir versucht, das Trachten nach Rebbach als plausiblen Sinn der Einrichtung zu erkennen, wobei wir sogar von der Meinung ausgingen, daß der Literaturteil der meisten Zeitschriften nur als Chance der Annoncenrubrik gedacht sei, wie wir ja auch der Ansicht zuneigen, daß der Textteil der Tagespresse ein Vorspann des Inseratengeschäftes sei (wie es sich so klar im Fall Pöffel gezeigt hat). Dieses Vorurteil des Herausgebers der Fackel haben wir, der Verlag, auch nicht besiegen können, als wir für

unsere eigenen Verlagswerke zur Annoncierung in Literaturblättern aufgefordert wurden mit dem Aviso, daß die Annonce zu erhöhter Wirkung gelangen werde, weil in der gleichen Nummer eine Kritik erscheine. Da wir die Verlage der Zeitschriften — deren Redaktionen im Gegensatz zu der Ihrigen ahnungslos schienen und vielleicht eine Entdeckung gemacht hätten —, da wir also die Verlage fragten, warum sie so handelten, und auf die mögliche Kompromittierung des redaktionellen Urteils aufmerksam machten, erwiderten sie uns, sie handelten bei selbstverständlich strenger Trennung des redaktionellen vom administrativen Teile so, weil die Buchverleger für die Eröffnung der Gelegenheit dankbar seien. Wir möchten uns der Erwartung hingeben, daß Sie — von dem wir nun endlich doch erfahren werden, was es damit für eine Bewandtnis habe, wie Hannele »was das Sterben ist« — daß Sie eine so hausbackene Erklärung, die doch unser Vorurteil eher bestärken als entkräften könnte, nicht gebrauchen, vielmehr um eine andere keineswegs verlegen sein werden. Wir werden die »Erklärung des Umstandes« so gern annehmen, wie Sie sie uns geben wollen, und danken Ihnen im Voraus bestens.

Was Ihren Wunsch nach dem Heft der Fackel mit dem Schopenhauer-Zitat anlangt, so scheinen Sie Unrecht zu tun, »Recht und Pflicht eines Zeitschriftenverlages in der Möglichkeit zu erschöpfen, einen erhaltenen Auftrag entweder auszuführen oder abzulehnen«. Zeitschriftenverlage pflegen doch, wie wir oben erwähnt haben, bei aller strengen Trennung vom redaktionellen Teil häufig über dessen Absichten mit den Interessenten zu korrespondieren und Aufträge nicht nur auszuführen, sondern sich auch um deren Erteilung zu bewerben. Warum soll unser Verlag, der in diesem Punkt freilich sein Ressort nicht überschreitet, nicht auch redaktionell interessiert sein und sich mit einem Auftraggeber, der nicht Nr. soundsoviel verlangt, sondern die Nummer mit dem Schopenhauer-Zitat, nicht über seine Wünsche unterhalten? Wenn Sie uns nun mitteilen, daß Sie nicht die Absicht haben, mit der Verwendung dieses Zitates den Bekämpfern der Zörgiebel und Schober in die Arme zu fallen, so gehen wir darauf ein, indem wir Ihnen sagen, daß es es uns zwar freut, aber daß »diese einfache Information« uns

dennoch nicht genügt, »um uns der von Ihnen erbetenen Bemühung zu unterziehen«. Da Sie nun zwar dem Verlag, jedoch nicht »irgendeiner Privatperson, z. B. dem Herausgeber der Fackel, wenn er sich dafür interessieren sollte«, die Auskunft über Ihre »Absichten mit dieser Nummer« verweigern — die »jedermann«, außer der Verlag der Fackel erfahren könne —, so teilen wir Ihnen mit, daß unser Interesse eben das des Herausgebers der Fackel ist und daß eine unterstützungswürdige Absicht wie etwa die in unserm Antwortschreiben dargestellte ihn bewegen wird, die Hervorsuchung des Heftes anzuordnen.

Die gleiche Bereitwilligkeit der Erteilung einer Auskunft an Herrn Karl Kraus nehmen wir in seinem Namen für die Angelegenheit des »Widmungsexemplares« in Anspruch. »Rechenschaft« fordert er von Ihnen keinesfalls. Es ist das Recht des Bibliophilen, in ein Buch, das er erworben hat, eine handschriftlich signierte Photographie, die er besitzt, einzukleben; nur daß eben das Gerücht, es gebe ein Widmungsexemplar einer Ausgabe von »Sittlichkeit und Kriminalität«, die mit einem Bild erschienen sei, von Fall zu Fall auf den Ursprung einer Liebhaberhandlung zurückgeführt werden muß — weil es sich eben, wie Sie mit Recht hervorheben, »an einen Tatbestand geknüpft« hat (dessen Loslösung freilich am besten mechanisch erfolgen würde).

Ihrer freundlichen Auskunft in den berührten drei Punkten, besonders aber im ersten — des Annoncenproblems — mit Interesse entgegensehend,

zeichnen wir

Der Verlag der Fackel
(Unterschrift)

Den 15. März 1930

Verlag

»Die Fackel«

Wien

Ich bekenne mich zu Ihrem Schreiben vom 1. März. So leicht es mir ist, Ihre erste Frage zu beantworten, so bedürfen die Anfragen, die Sie mir von Karl Kraus übermitteln, einer ausführlichen Erwiderung. Ich bin aber gerade jetzt mit Arbeit überlastet und bitte daher, zu entschuldigen, wenn sich die Antwort verzögert.

Willy Haas

Den 25. April 1930

An den

Verlag »Die Fackel«

Wien

Mein Redaktionskollege hatte einen Unfall, ich selbst war wochenlang mit Arbeit überlastet; daher bitte ich die Verzögerung zu entschuldigen.

Daß ich Ihnen ein Rätsel lösen kann, nach dessen Lösung Sie seit dreißig Jahren suchen, glaube ich nicht. Ich kann Ihnen nur den Vorgang schildern, der zu dem von Ihnen berührten Umstand führt.

Daß manchmal in der »Literarischen Welt« zugleich mit den redaktionellen Besprechungen gewisser Bücher bezahlte Annoncen derselben Bücher erscheinen, das ist aus dem einfachen Grunde möglich, weil wir unserm Annoncenvertreter ein Verzeichnis jener Bücher geben, die voraussichtlich in der nächsten Nummer besprochen werden, und weil er dann diese Tatsache den einzelnen Verlagen mitteilt. Da beim Umbruch der Nummer mir oder meinen Redaktionskollegen noch nicht bekannt ist, welche Inserate in die betreffende Nummer kommen (unser Annoncen-Vertreter gibt uns nur bekannt, welcher Raum für Inserate frei bleiben soll und setzt dann diese selbstständig ein) so kann von einem mehr als rein bürokratischen Zusammenhang zwischen dem redaktionellen und administrativen Teil dieses Vorgangs nicht die Rede sein. Ganz abgesehen davon, daß ja unser Annoncen-Mann nur die Buchtitel kennt, und selbst diese erst zu einer Zeit, in der die dazugehörigen Besprechungen bereits fertig eingerichtet in die Druckerei geschickt worden sind.

Ich fürchte keineswegs, wie Sie andeuten, daß durch diesen Umstand der redaktionelle Teil kompromittiert wird — und wenn ich es fürchtete, so würde mir diese Furcht nicht viel bedeuten. Ich würde mich nur dann fürchten, wenn ich irgend einem Mitarbeiter der »Literarischen Welt« jemals die leiseste Andeutung darüber gemacht hätte, daß ein Buch günstig oder ungünstig zu rezensieren sei. Da das aber nicht der Fall ist, so habe ich einen Stab von unverdächtigen — mir zum Teil persönlich ganz unbekannten — Zeugen, die jeden etwa ausgesprochenen Verdacht, jene Annoncen hingen mit diesen Kritiken anders als durch die bloße Tatsache eines formellen administrativen Aktes zusammen, durch die wahrheitsgemäße Angabe entkräften würden, daß jeder Mitarbeiter der »Literarischen Welt« jedes beliebige Buch sich zur Besprechung reservieren lassen kann. (Eine Ausnahme findet nur dann statt, wenn für ein Werk von ganz speziellem Charakter, etwa für ein wissenschaftliches Werk, ein Spezialist oder ein besonderer Kenner der Materie als Kritiker von der Redaktion vorgesehen und spontan aufgefordert wird.)

Wie sehr es unmöglich ist, im Widerstreit der Meinungen jeder einzelnen Beschwerde, Ermahnung, Befürchtung oder Verdächtigung in dieser Hinsicht stattzugeben, beweist mir u. a. der Umstand, daß sich ein Autor unlängst bei mir darüber brieflich beschwert hat, sein Buch sei in

der »Literarischen Welt« nur deshalb ungünstig rezensiert worden, weil der Verleger in derselben Nummer das Buch annonciert habe: damit die Redaktion der »Literarischen Welt« nicht den Anschein eines Zusammenhanges zwischen der bezahlten Annonce und einer etwa günstigen Kritik erwecke. Wenn es zwei so diametral entgegengesetzte Gründe gibt, den erwähnten administrativen Umstand zu verdächtigen: dann scheint mir die ganze Besorgnis hinfällig zu sein. Denn entweder ist es beweisbar, daß den bezahlten Annoncen oft günstige Kritiken entsprechen: dann wäre freilich die Redaktion korrupt; oder es ist beweisbar, daß den bezahlten Annoncen oft ungünstige entsprechen; dann wäre sie albern. Da aber mit einigem bösen Willen Beides bewiesen werden kann, weil für Beides Tatsachen zu finden sind: so scheinen mir beide Beweise widerlegt und somit auch die Schlüsse, die daraus gezogen werden können.

Da »Die Literarische Welt« ohne bezahlte Anzeigen nicht existieren könnte, so muß ich mich mit dem Bewußtsein begnügen, daß ich mich um die Annoncen nicht kümmere. Ob die bezahlten Annoncen in derselben Nummer oder in einer anderen erscheinen, ob das Letztere am Ende wirklich hübscher aussähe, als das Erstere: darauf möchte ich schon deshalb keine Rücksicht nehmen, weil derselbe Verdacht, nur in etwas veränderter Form doch in jedem der beiden Fälle erhoben werden kann, und weil ihn zu hegen oder nicht zu hegen in jedem Fall nur von dem persönlichen Vertrauen oder Mißtrauen abhängt, das der Leser der »Literarischen Welt« dem Herausgeber entgegenbringt, — abgesehen von dem jedem nicht Böswilligen sichtbaren Gegenbeweis, daß ja in jeder Nummer mindestens die Mehrzahl der Besprechungen weder in der gleichen noch in einer späteren Nummer von Inseraten begleitet ist.

Ich möchte durch diese Ausführungen nicht den Anschein erwecken, als hätte ich in einer zweideutigen Sache zu verteidigen; ich möchte nur eine Angelegenheit mit jener Ausführlichkeit besprechen, die die Anfrage und ihr Urheber für sich fordern darf.

Daß die Annoncenwerbung um eines materiellen Vorteils willen geschieht, ist unleugbar; daß dieser Vorteil zwar dem Wortlaut, nicht aber dem Sinne nach richtig mit dem Worte »Rebbach« zu übersetzen ist, darf ich gleichwohl hinzufügen. Denn einen »Rebbach« hat die »Literarische Welt« leider noch niemals gemacht. Sie arbeitet heute, wie immer, ohne jeden Überschuß und verteilt das, was sie einnimmt, restlos und ziemlich gleichmäßig an alle ihre literarischen Mitarbeiter.

Ich möchte nun auf die übrigen Fragen Ihres Briefes eingehen:

Die betreffende Nummer der »Fackel« brauche ich, weil ich mir eine vollständige Übersicht über die politische Haltung der »Fackel« verschaffen will. Mein — sonst gutes — Gedächtnis und meine ziemlich genaue Kenntnis der »Fackel« seit ihrer Gründung überhebt mich nicht der Verpflichtung, dabei diesen und jenen Beitrag, der mir als besonders charakteristisch in Erinnerung ist, nochmals nachzulesen.

Einen äußeren Zweck verfolge ich nicht. Die erste Veranlassung war der Beginn der letzten Polemik Ihres Herausgebers gegen Kerr. Der Wunsch, hier vollständig klar zu sehen und genau abzuwägen, führte schließlich dazu, in meiner Erinnerung über die politischen Wandlungen Ihres Herausgebers sozusagen »Inventur zu machen«. Es gibt ja im Falle Ihres Herausgebers kaum ein Einzelproblem, das anders als im Zusammenhang mit seinem Gesamtschaffen zu lösen wäre.

Damit hatte ich aber den aktuellen Anlaß so weit aus den Augen verloren, daß ich ihn einstweilen nicht mehr einholen kann. An diesem leidigen Umstand können auch die Andeutungen in der »Fackel«, die mich an ein etwas voreilig den Lesern der »Literarischen Welt« gegebenes Versprechen erinnern, nichts ändern. So wahr ich das Verlangen habe, in einer ernsten, würdigen und sachlichen Form einige Etappen in der Geschichte der »Fackel« darzustellen, so wahr wird das in absehbarer Zeit aus inneren Gründen wohl nicht geschehen können. Ich kann also meinen Wunsch nach dem Besitz jener Nummer nur mit dem fast identischen Wunsch begründen, den darin enthaltenen Artikel wieder zu lesen; jedenfalls nicht mit der Absicht, irgendein bestimmtes Material zu einem bestimmten aktuellen Zweck zu sammeln; denn diese Begründung entspräche nicht der Wahrheit. Ich nehme keinen Anstand, mich auch dem Verlage der »Fackel« gegenüber in dieser Sache offen auszusprechen, darf aber ersuchen, diesen Teil der Antwort als privat zu betrachten. Denn er deutet in gewissem Maße ein Dilemma an, das ich nicht weiter preiszugeben wünsche.

Was nun die dritte Angelegenheit betrifft, so bin ich leider heute nicht mehr in der Lage, das betreffende Exemplar von »Sittlichkeit und Kriminalität«, das ich unter besonderen äußeren Umständen vor Jahren preisgegeben habe, wieder in meinen Besitz zu bringen, und kann nur den Herausgeber der »Fackel« bitten, diese Preisgabe nicht als einen Akt der Pietätlosigkeit gegenüber einer seinerzeitigen Äußerung persönlichen Wohlwollens aufzufassen. Sie hatte vielmehr einen anderen, für mich zwingenden, aber ganz privaten Grund. Ich kann und werde ferner den jetzigen Besitzer ersuchen, in jedem Falle, in welchem er dieses Buch vorzeigt oder verleiht, ausdrücklich hinzuzufügen, daß ich die Photographie in das Buch geklebt habe.

Ich bitte der Dame, die den letzten Brief unterschrieben hat, zu versichern, daß ich sie keinesfalls weder klagen noch erschießen werde. Ich bitte ferner die Dame darauf hinzuweisen, daß ich meine Stellungnahme im Falle Pöffel öffentlich in der »Literarischen Welt« aus freiem Willen widerrufen habe, als ich, etwa 14 Tage später, die näheren Umstände jenes Mords erfuhr. Die betreffende Nummer der »Literarischen Welt« steht dem Verlag — und zwar ohne jede nähere Begründung — zur Verfügung. Wenn ich behauptet habe — und noch jetzt behaupte — daß leichtfertige Polemik (um die es sich im Fall Pöffel nicht handelte) gegebenenfalls mit dem Revolver beantwortet werden sollte: so glaubte ich mich nicht in

Konflikt mit einem Verlage, in welchem die Satiren über den »Polemiker« Bekessy erschienen sind.

Ich bedaure ferner, daß dem Verlage meine geringe Schätzung des alten Liebknecht mißfallen hat; doch beruht diese mäßige Schätzung seines Geistes und seiner politischen Begabung nicht nur auf meiner schwachen Autorität, sondern auf der weit größeren seines engsten und bewunderten Freundes: Karl Marx.

Willy Haas

[Karte]

An den Verlag »Die Fackel«

Wien

Ich bitte ergebenst um Mitteilung, ob ich nun die Nummer, über die unsere Korrespondenz geführt wurde, bekommen soll.

Im Anschluß an diese Korrespondenz möchte ich noch folgendes hinzufügen: Wir sind uns wohl darüber einig, daß dieser Briefwechsel keine einfache Mitteilung von Tatsachen darstellt, sondern eine urheberrechtlich geschützte Leistung. Ich sage das nicht, um die Publizierung oder den öffentlichen Vortrag dieses Briefwechsels zu verbieten. Ich kann aber nur dann einwilligen, wenn unsere Briefe geschlossen und vollständig veröffentlicht, bezw. vorgetragen werden.

Den 30. Juni 1930

Willy Haas

23. Juli 1930

An den
Verlag der »Fackel«,
Wien

Da mein letzter Brief und meine Postkarte ohne Antwort geblieben sind, darf ich annehmen, daß Sie mir die gewünschte Nummer der »Fackel« nicht heraussuchen werden. Ich gehe wohl nicht fehl, wenn ich diesen Entschluß nicht mehr bloß auf den mit dem Heraussuchen der Nummer verbundenen Zeitverlust zurückführe — Sie hätten diesen Zeitverlust gewiß als Äquivalent für den Zeitverlust, den mich der Briefwechsel mit Ihnen gekostet hat, aus ziviler Höflichkeit auf sich genommen — sondern auf den positiven Willen, mir die Nummer nicht zugänglich zu machen.

Da Ihr Herausgeber, wenn ich recht informiert bin, bereits Teile dieses Briefwechsels öffentlich vorgetragen hat, wiederhole ich vorsorglich, zur Vermeidung rechtlicher Konflikte, nochmals die Bedingung, daß meine Zuschriften nur vollständig und geschlossen — d. h. ohne Zwischenbemerkungen — publiziert oder vorgetragen werden sollen.

Willy Haas

An die
Literarische Welt Verlags-Ges. m. b. H.
Berlin W 50, Passauer-Straße 34

Herrn Willy Haas

Der Unfall eines Redaktionskollegen und Arbeitsüberbürdung haben Ihr Antwortschreiben vom 25. April verzögert, das unsere, wie wir gestehen müssen, nur Saumseligkeit. Denn keiner der vielen satirischen Anlässe, die der Zeitabschnitt darbot, hat sich dermaßen der Behandlung empfohlen. Aber wie das oft geschieht: die private Erheiterung, die wir Ihrer ausführlichen Darstellung des Inseratenproblems der »Literarischen Welt« verdankten, überwog die Lust, Ihnen bündig zu sagen, daß der Versuch, uns blöd zu machen, zum Scheitern verurteilt ist. Etwas Besonderes hebt man sich immer gern auf (wobei wir das Vergnügen nicht in Abrede stellen wollen, Sie in der Zwickmühle, in die Sie sich gedrängt haben, ein wenig warten zu lassen), so vergeht die Zeit, der Sommer kommt ins Land, bis wirklich und wahrhaftig eine Mahnkarte von Ihnen eintrifft, mit der Sie — bewährter Verschieber von Entscheidungen, auf die man wartet — den Abschluß »unseres« Briefwechsels urgieren. Wegen der autorrechtlichen Bedenken möchten wir Sie beruhigen. »Wir« sind uns zwar nicht »darüber einig, daß dieser Briefwechsel eine urheberrechtlich geschützte Leistung vorstellt«, aber wir danken Ihnen jedenfalls für die Erlaubnis, ihn unter der Bedingung zu veröffentlichen oder vorzutragen, daß »unsere Briefe« geschlossen und vollständig veröffentlicht, bezw. vorgetragen werden. Wir vermuten zwar, daß Sie nichts dagegen hätten, wenn wir uns auf die Veröffentlichung Ihrer Briefe beschränken wollten — die sich ja schon im Vortragssaal als die ungleich wirkungsvollere Partie erwiesen haben —, aber wir versprechen Ihnen, daß wir im Fall der Drucklegung auch nicht einen Satz aus »unseren« Briefen entfernen oder verändern würden. Warum dies Mißtrauen gegen so alte Nachdrucker? Ganz wie bei den Schriftsätzen des Kerr, der sich auch unnötige Sorgen gemacht hat, soll kein Jota verloren gehen. Dies unser Vorhaben (von dem wir freilich nicht wissen, ob innere Gründe uns die Ausführung in absehbarer Zeit gestatten werden) wird

leider ein wenig erschwert durch den unleugbaren Widerspruch, in dem sich Ihre prinzipielle Genehmigung mit einer Stelle Ihrer Antwort vom 25. April befindet. Sie versuchen da nämlich, einen integrierend wichtigen Teil dieser Antwort, der Ihr »Dilemma« andeutet, »als privat zu betrachten«. Ganz abgesehen davon, daß es schwierig wäre, zugleich Ihre Bitte um Diskretion und Ihr Verlangen nach geschlossener und vollständiger Veröffentlichung zu erfüllen oder doch so zu erfüllen, daß wir weder dem Verdacht der Indiskretion noch dem der Unterschlagung ausgesetzt wären, möchten wir Sie auch in diesem Punkte vollauf beruhigen. Wir denken gar nicht daran, uns mit Ihnen in einen privaten Briefwechsel eingelassen zu haben und Ihre Geständnisse über Dilemmen entgegenzunehmen, wir sind vielmehr gewillt, alles was Sie uns über Ihre publizistischen Entschließungen oder Verzögerungen ans Herz legen, als eine öffentliche Angelegenheit zu betrachten und zu behandeln. Wir sagen Ihnen rund heraus, daß wir mit Ihrer »Literarischen Welt«, wenn wir schon mit ihr den Briefwechsel führen, in den Sie sich mit uns eingelassen haben, kein Redaktionsgeheimnis zu teilen wünschen, auf die Gefahr hin, von Ihnen der Illoyalität geziehen zu werden. Diesen Ausweg wollten Sie sich in der Wirrnis, in die Sie durch eine übermütige Zuschrift geraten sind und die Sie jetzt weit mehr bedrückt als Ihr Dilemma, ohne Zweifel offen halten, und wir möchten Ihnen lieber dabei behilflich sein, als Ihnen mit Diskretion in einer Sache beizustehen, die so wenig eine Privatangelegenheit ist wie die Gleichzeitigkeit Ihrer Annoncen und Ihrer Kritiken.

Zu Ihrer Aufklärung in diesem Punkte brauchten wir eigentlich nur zu bemerken, daß wohl selten die Komik eines Versuchs mit untauglichen Mitteln so beherzt in Erscheinung getreten sein dürfte. Daß Sie uns (und, wie Sie wissen, dem Herausgeber der Fackel) mit dem bewährten Trennungsstrich zwischen Redaktion und Administration aufwarten, ist ein starkes Stück, das keineswegs durch die Unbefangenheit abgeschwächt wird, mit der Sie den harmlosen »Vorgang« schildern, wie Sie Ihrem Annoncenvertreter ein Verzeichnis jener Bücher geben, »die voraussichtlich in den nächsten Nummern besprochen werden«, und wie er dann »diese Tatsache

den einzelnen Verlagen mitteilt«. Natürlich ist es Ihnen — wiewohl Sie sich persönlich in Wien bei Verlagen umgetan haben — »beim Umbruch noch nicht bekannt, welche Inserate in die betreffende Nummer kommen«, und Ihr »Annoncen-Mann« (der sich eine diesbezügliche Neugier auch verbitten würde) kennt wieder nur die Buchtitel und selbst diese erst zu einer Zeit, wo »die dazugehörigen Besprechungen« bereits fertig in die Druckerei geschickt sind. Schmonzes beiseite, bitten wir Sie, sich sagen zu lassen, daß der Annoncen-Mann, dem Sie ein Verzeichnis der zu besprechenden Bücher und dem die Verleger lieber zu einer günstigen als zu einer ungünstigen Besprechung Geld für die Begleitannonce geben, zwar ein ganz reelles Geschäft hat — reeller als das der Redaktionen —, daß er aber die Geschäftspartner, die selbstverständlich in der Hoffnung zahlen, daß ihre Reklame gestärkt und nicht entwertet wird, anschmiert, wenn sie, denen er »mitgeteilt« hat, daß in der gleichen Nummer eine Kritik erscheinen werde, einen Tadel statt eines Lobes zu Gesicht bekommen, und daß die Ausübung redaktioneller Unabhängigkeit bei dem »rein bureaukratischen Zusammenhang« zwischen dem redaktionellen und dem administrativen Teil »dieses Vorgangs« einfach ein Betrug ist an demjenigen, der für den administrativen Teil gezahlt hat. Wir wollen aber zu Gunsten Ihrer kommerziellen Ehre annehmen, daß Sie in der überwiegenden Mehrzahl der Fälle auf die Ausübung der redaktionellen Unabhängigkeit verzichten und daß der reine Tor von einem Autor, der sich bei Ihnen »beschwert« hat, sein Buch sei nur deshalb ungünstig beurteilt worden, weil der Verleger in derselben Nummer annonciert habe, zu den Ausnahmen zählt. Sein Vorwurf ist sicherlich schon aus dem Grunde ungerecht, weil er sich doch durch Augenschein überzeugt haben müßte, daß Sie nicht grundsätzlich die Autoren ungünstig rezensieren, deren Bücher gleichzeitig annonciert werden und daß es von solcher Strafe für verlegerisches Unterfangen doch wohl Ausnahmen gibt. Wäre es anders, könnte sich ja die Institution nicht lange halten und der Annoncenmann würde einen generellen Hinauswurf zu gewärtigen haben — es wäre denn, daß die Verleger durch Furcht vor noch ungünstigeren Kritiken von dieser ultima ratio abgehalten wären. Es ist außerordentlich dankenswert, mit

welcher Offenheit Sie uns in die ethischen wie ästhetischen Erwägungen, die Sie in dieser rein administrativen Angelegenheit leiten, Einblick gewähren. Sie »fürchten keineswegs«, daß der redaktionelle Teil kompromittiert wird, weniger als das: selbst wenn Sie es fürchteten, so würde Ihnen »diese Furcht nicht viel bedeuten«. Denn stärker als diese Furcht ist doch das gute Gewissen, das Sie haben, weil Sie ja noch niemals einem Mitarbeiter »die leiseste Andeutung darüber gemacht haben, daß ein Buch günstig oder ungünstig zu rezensieren sei«, und jeder Mitarbeiter könne sich jedes beliebige Buch zur Besprechung »reservieren« lassen — mit Ausnahme der wissenschaftlichen Werke u. dgl. Sie haben ganz recht, so eine Ausnahme zu machen, und wir möchten Sie da gleich fragen, ob Ihr Blatt noch nie bei einem wissenschaftlichen Verlag mit dem Ersuchen um eine Annonce, für die schon der Platz reserviert sei, vorstellig geworden ist. Wir möchten Sie aber auch fragen, ob in Ihrem Umkreis noch nie etwa das Problem erörtert wurde, ob ein Werk nicht-wissenschaftlichen Charakters, dessen Verleger voraussichtlich »nicht annoncieren wird«, überhaupt zu besprechen sei. Sie verfügen über einen »Stab von unverdächtigen Zeugen«, die den Verdacht, die Annoncen hingen mit den Kritiken anders als »durch die bloße Tatsache eines formellen administrativen Aktes« zusammen, entkräften würden. Gewichtiger als diese Entkräftung dürfte die Aussage eines Stabs von Verlegern sein, am gewichtigsten die Frage, zu welchem Zwecke der formelle administrative Akt der Gleichzeitigkeit denn dienen soll, wenn nicht zur Hebung des Annoncengeschäftes. Sie begnügen sich den moralischen Anfechtungen gegenüber »mit dem Bewußtsein«, daß Sie sich »um die Annoncen nicht kümmern« — ein Bewußtsein, das Sie auf Ihrem Rundgang bei Wiener Verlegern hoffentlich nicht im Stiche gelassen hat und das Ihnen die Gleichzeitigkeit von Annoncen und Kritiken wohl immer wieder zur peinlichen Überraschung machen dürfte. Doch rücksichtslos wie Sie bei so reinem Bewußtsein sind, möchten Sie darauf »keine Rücksicht nehmen«, ob die bezahlten Annoncen in derselben Nummer oder in einer anderen erscheinen und ob »das Letztere am Ende wirklich hübscher aussähe als das Erstere«. Es

würde sicherlich hübscher aussehen als der Satz, mit dem Sie Ihre Unbekümmertheit bezüglich des Erscheinungstermins der Annoncen darlegen, um die Sie sich überhaupt nicht kümmern. Aber wir möchten Ihnen sagen, daß auch das zeitlich getrennte Erscheinen der Annoncen nicht hübsch aussähe, mindestens nicht solange sie auf Grund der Ankündigung des Annoncen-Mannes an die Verleger, daß Besprechungen erscheinen werden, erworben sind. Denn solches hat eine unabhängige Zeitschrift am wenigsten demjenigen mitzuteilen, der an der Besprechung am meisten interessiert ist. Ihre Art, sich logisch über allfällige Bedenken hinwegzusetzen, hat jedoch etwas weit Bestechenderes als die Art der Verleger, die dem Annoncenmann in der berechtigten Hoffnung, daß die Besprechung schon nicht ungünstig sein werde, Annoncengeld einhändigen. Anstatt aus dem Fall jenes einen Autors — den Sie im Stab Ihrer unverdächtigen Zeugen und zur Entkräftung des »etwa ausgesprochenen Verdachts« eines Zusammenhangs kaum brauchen könnten — den Schluß zu ziehen: daß selbst er den Zusammenhang herstellt und Sie beschuldigt, Sie seien durch Annoncengeld zum Tadeln beeinflußt worden, Sie hätten einmal ein Alibi erbringen wollen; anstatt den Schluß zu ziehen, daß andere wieder von einer günstigen Kritik den andern Eindruck empfangen könnten, so daß unter allen Umständen die Gleichzeitigkeit, ja die bloße Geschäftsverbindung mit dem Verleger, dessen Buch besprochen wird, das Problem des Zusammenhangs eröffnet — anstatt den Schluß zu ziehen, den publizistischer Anstand gebieten würde oder doch Furcht vor einer Mißdeutung, die so naheliegt wie die Annonce der Kritik, beruhigen Sie sich mit einer logischen Raison, die schon das Geld wert ist, das jene einträgt. »Denn entweder«, sagen Sie, »ist es beweisbar, daß den bezahlten Annoncen oft günstige Kritiken entsprechen: dann wäre freilich die Redaktion korrupt«. (Wieso denn? Sie könnte doch bei einem rein bureaukratischen Zusammenhang, bei dem »erwähnten administrativen Umstand«, nichts dafür. Oder sollten Sie sich, da jenes in der Tat beweisbar ist, mit diesem Argument etwas zu weit vorgewagt haben, in der Art, wie Sie schon mit Ihrer ersten Zuschrift in ein Unternehmen eingetreten sind, das Ihnen niemals gelingen konnte?) »Oder«, fahren Sie fort, »es ist beweisbar, daß den bezahlten Annoncen

oft ungünstige Kritiken entsprechen. Dann wäre sie (die Redaktion) albern«. Zunächst wohl untreu gegen den Vertragspartner, der, wenngleich die Bedingung einer günstigen Kritik nur in einem sogenannten »unsittlichen Vertrag« Platz finden könnte, doch einen moralischen Anspruch auf Erfüllung der Hoffnung hat, die den Annoncenvertrag — den wir an sich für unsittlich halten — begleitet, und der selbstverständlich nicht für die gleichzeitige Annullierung der Reklame zahlen wird. Albern jedoch erschiene sie, die Redaktion, darum mit Recht, weil sie sich durch häufige Untreue an den Verlegern, die in bestem Glauben gezahlt haben, ins eigene Fleisch schneiden und die Verleger eben die Inserate einstellen würden. (Sollten Sie sich nicht auch mit diesem Argument zu weit vorgewagt haben und ein reines Bewußtsein, das solchem Kalkül immerhin Raum gibt, kompromittieren?) »Da aber«, schließen Sie, »mit einigem bösen Willen beides bewiesen werden kann, weil für beides Tatsachen zu finden sind: so scheinen mir beide Beweise widerlegt und somit auch die Schlüsse, die daraus gezogen werden können«. Vor allem der Ihre. Sie mögen durch ein Gebiet, von dem Sie zu wissen zugeben, daß es mindestes dem »Widerstreit der Meinungen« ausgesetzt ist, mitten durch »Beschwerde, Ermahnung, Befürchtung und Verdächtigung« — die offenbar den Löwenanteil an Ihrer Redaktionskorrespondenz haben — Ihren schnurgeraden Weg gehen, der sowohl zu den Verlegerkassen wie zur öffentlichen Meinung führt. Aber wer Sie begleitet, könnte doch auch fragen, warum Sie nicht gegenüber allen den Anfechtungen von außen, denen ein reines Gewissen standhalten muß, nicht einfach das Mittel publizistischer Klarstellung dieser Dinge anwenden, um endlich Ruhe zu haben, und ob Sie denn, wenn Sie schlicht erklären wollten, daß die Gleichzeitigkeit von Annoncen und Kritiken deren Unbeeinflußbarkeit nicht alterieren könne, vielleicht fürchten müßten, zwar den Lesern zu imponieren, aber die Verleger abzuschrecken. Bei allem Anteil an solchem Dilemma könnte man doch auch zu anderem Schluß als Sie selbst gelangen, nämlich daß »beide Beweise« zwar widerlegt »scheinen«, aber erbracht sind. Denn die »zwei Gründe«, den erwähnten administrativen Umstand zu verdächtigen, sind keineswegs so diametral entgegengesetzt, wie es Ihnen

scheinen will und die »ganze Besorgnis«, die Ihnen hinfällig zu sein scheint, ist es in Wahrheit darum noch lange nicht. Es kommt in dieser handgreiflichsten aller Materien nicht so sehr auf logisches Geflunker an wie etwa darauf, einfach einen Jahrgang durchzusehen und darnach festzustellen, ob mehr günstige oder ungünstige Kritiken den Annoncen »entsprechen«, um endgültig zu eruieren, ob die Redaktion mehr korrupt oder mehr albern sei. Nicht einmal auf das »persönliche Vertrauen«, das der Leser der »Literarischen Welt« dem Herausgeber entgegenbringt, wollen wir uns Gottbehüte verlassen, und schon gar nicht auf den »Gegenbeweis«, daß »mindestens die Mehrzahl der Besprechungen weder in der gleichen noch in einer späteren Nummer von Inseraten begleitet ist«. Dieser Gegenbeweis mag ja »jedem nicht Böswilligen sichtbar« sein, aber einleuchten wird er doch nur jedem, der in dieser Kategorie auch ein Esel ist, denn speziell die Deutung dieses administrativen Umstandes hängt beiweitem nicht so sehr von dem persönlichen Vertrauen zum Herausgeber der »Literarischen Welt« ab als vielleicht davon, daß sein Annoncenmann mindestens in der Mehrzahl der Fälle Pech gehabt hat. Wie sein Auftraggeber mit dem Versuch, ausgerechnet uns mit dem Witz blöd machen zu wollen, mit dem auch schon mancher, dem man Bestechlichkeit vorwarf, als Gegenbeweis die Geringfügigkeit der Beträge oder die Unerlangbarkeit in der Mehrzahl der Fälle angeführt hat. Und ausgerechnet uns mit der Trennung der Ressorts zu kommen und mit dem reinen Bewußtsein, das die kritische Autorität unbefleckt erhält, wenn es doch gleichzeitig von der Hoffnung auf Korruption Geld empfängt, die zu enttäuschen unsauberer ist als zu erfüllen — uns, die wir die Korruption einer Presse, die unverhüllt die redaktionelle Meinung als Ware feilbietet, für das weit geringere Übel halten als die Heuchelei einer »anständigen« radikalen Publizistik, bei der die linke Hand schreibt, ohne zu wissen, daß die rechte nimmt und selbst den weltanschaulichen Gegner nicht abweist. Sie dürften sich etwas davon versprochen haben, uns einmal ethisch zu kommen; aber den Versuch, uns zu diesem Behufe auch logisch zu kommen, könnte auch Mitleid nicht vor dem Mißlingen bewahren. Und das wichtigste Argument: daß »die ‚Literarische Welt' ohne

bezahlte Anzeigen nicht existieren könnte« — weshalb Sie sich mit dem Bewußtsein begnügen, daß Sie sich um die Annoncen, von denen sie existiert, nicht kümmern — ist zwar ohneweiters glaubhaft, verfehlt aber aus dem einfachen Grunde seinen Eindruck auf uns, weil wir keineswegs davon durchdrungen sind, daß die »Literarische Welt« existieren muß. Wie sie diese Existenz fristet, grenzt insofern ans Wunderbare, als der von uns vermutete Rebbach einerseits darauf reduziert erscheint, daß die »Literarische Welt« heute, wie immer, »ohne jeden Überschuß arbeitet« und anderseits »das, was sie einnimmt, restlos und ziemlich gleichmäßig an alle ihre literarischen Mitarbeiter verteilt«.

Freilich mögen Sie persönlich durch die strenge Trennung der Filmproduktion von der Filmkritik zu dem Bewußtsein diszipliniert sein, daß auch der redaktionelle und der administrative Teil einer literarischen Zeitschrift nur in einem so rein bureaukratischen Zusammenhang stehen, daß Sie sich um die Annoncen — über deren Ertragsfähigkeit hinaus — nicht zu kümmern haben. Stillvergnügt haben wir ja den Aufstieg eines Prager Anfängers durch die Sphäre jener Filminteressen zum Präzeptor Germaniae in geistigen Belangen verfolgt und wir haben zunächst keineswegs die Absicht, die Karriere anders als vielleicht durch den Abdruck Ihrer Briefe zu stören, da wir der deutschen Kultur ja alles, was sie sich bieten läßt, vom Herzen gönnen. Die Stellung, die Sie auf diese Art erlangt haben, berechtigt Sie nun ganz gewiß, den Plan auszuführen, in den Sie uns einweihen: gelegentlich über die politischen Wandlungen des Herausgebers der Fackel »sozusagen Inventur zu machen«, wiewohl es in absehbarer Zeit aus inneren Gründen wohl nicht werde geschehen können. Ohne in das Gewissensgebiet, dem eben dies Dilemma entspringt, eingreifen zu wollen, sind wir im Gegenteil bereit, mit der Diskretion, die Sie für diese Partie Ihres Schreibens erbitten, der Frage auszuweichen, ob Sie besser täten, sich da Zeit zu lassen oder sich zu beeilen. Zweifellos wartet ja die ganze literarische Welt Deutschlands auf die letzte Entscheidung, die Sie über Wert oder Unwert des Werkes der Fackel zu fällen haben, welches, wie Sie mit Recht hervorheben, kaum ein Einzelproblem enthält, das anders als im Zusammenhang zu lösen wäre, wenn schon nicht in dem rein bureaukratischen, der ja zwischen dem redaktionellen

und dem administrativen Teil der Fackel nicht besteht, so doch mit dem Gesamtschaffen, dem beide Teile zugehören. Und wenn man schon so lange auf Ihre Entscheidung über das Einzelproblem des Kerr gewartet hat — so lange wie auf dessen Antwort und Abfuhr —, so sieht man Ihrem Urteil über das Gesamtschaffen der Fackel zwar mit noch größerer Ungeduld entgegen, aber auch mit dem Begreifen, daß gut Ding Weile braucht und daß Sie hier umsomehr zu tun haben, um »vollständig klar zu sehen und genau abzuwägen«, wie nur einer, der in den Weltkrieg zog. Darum wird es jedem verständlich sein, daß die Verzögerung bloß aus inneren Gründen erfolgt und nicht etwa darum, weil wir zwar zu den schlagenden Verbänden gehören, aber zu den nichtinserierenden Verlagen (weshalb Sie ja auch die Mitteilung an uns, daß eine Besprechung erscheinen werde, die in der nächsten Nummer voraussichtlich nicht erscheint, direkt und nicht durch den Annoncen-Mann vornehmen konnten). Unser eigener Eindruck von Ihrem Entschluß, gelegentlich, wenn Sie nichts Besseres zu tun haben, genau abzuwägen, sozusagen Inventur zu machen und in einer ernsten, würdigen und sachlichen Form einige Etappen in der Geschichte der Fackel darzustellen; und anderseits wieder von Ihrer Ankündigung, daß dies, so wahr Sie das Verlangen haben, in absehbarer Zeit nicht geschehen werde — unser eigener Eindruck war ja freilich zunächst der von etwas, was man dort, woher Sie nach Deutschland gekommen sind, sozusagen Chuzpe nennt und von einer, die im Wechsel mit geduckter Angst noch mehr hervortritt. Dieser Eindruck wich aber bald dem einer gewissen Bescheidenheit, die mit dem Ausdruck »Inventur machen« freiwillig an den Ausgangspunkt einer richtiger gehenden Karriere zurückzugehen scheint, deren Bestimmungsort als Ziel andeutend aufs innigste zu wünschen und als verfehlt zu beklagen. Über die politischen Wandlungen des Herausgebers der Fackel, die Sie interessieren, mit denen er jedoch seinem Ausgangspunkt weniger untreu wurde und die zwischen diesem und dem heutigen Standort einen geringeren Widerspruch bemerken lassen, als eine mehr aufs Kommerzielle gerichtete Kulturbetrachtung wahrhaben will, möchten wir Sie beruhigen. Wenn Sie sich aber »eine vollständige Übersicht über die politische Haltung der Fackel« (die wir selbst, befangen wie wir da sind, über-

haupt nicht wahrzunehmen vermögen) durchaus »verschaffen wollen«, so müssen wir Ihnen raten, Ihre Studien lieber in der Staatsbibliothek vorzunehmen. Denn da wir der Meinung sind, daß alles, was Sie der literarischen Welt zu sagen haben, überflüssig ist, ob es nun unsere oder welche Sache immer betrifft, so sind wir nicht gewillt, Sie in Ihrer Wirksamkeit noch durch Materiallieferung zu unterstützen. Wohl haben wir das Vorhaben, der Fackel »Widersprüche« nachzuweisen, für unterstützungsbedürftig erklärt; da Sie uns aber mit Recht darauf aufmerksam machen, daß es da kein Einzelproblem gebe, und wir uns derzeit mit der Hervorsuchung sämtlicher Widersprüche nicht befassen können, so sind wir nicht in der Lage, Ihnen »die Nummer« — ob Sie nun die mit dem Schopenhauer-Zitat oder die mit dem Liebknecht-Aufsatz meinen mögen — zu liefern. Wir begnügen uns damit, Ihre Absicht erraten zu haben, und geben Ihnen zunächst diesen einen Widerspruch — zwischen unserer scheinbaren Bereitschaft und unserer tatsächlichen Weigerung — an die Hand. Das ist ein ganz schöner, handlicher Widerspruch, und zur Not könnten Sie sich ja etwa auch mit der nachweisbaren Tatsache behelfen, daß der Herausgeber der Fackel, der sich nicht genug tun kann, den technischen Fortschritt als einen fragwürdigen Ersatz für die Verluste, durch die er erkauft wurde und die er bewirkt hat, zu verrufen, für seine Person sogar nicht davor zurückschrickt, sich auf Reisen des Aroplans zu bedienen. Das mit den politischen Wandlungen ist eine eigene Sache und Sie täten nicht gut, sich da einzulassen. Die könnten, wenn man schon so flach ist, sie für solche zu halten, ganz legitim und ohne den Verdacht unlauterer Motive, wie der Unterwerfung unter eine herrschende Macht oder einen herrschenden Geschmack, erworben sein. Da kann man leicht fehlgehen. Was hätten Sie schon davon, der Tatsache, daß in der Fackel das Andenken des alten Liebknecht gegen eine Nichtswürdigkeit geschützt wurde, das Faktum zu kontrastieren, daß in derselben Zeitschrift vor dem Weltkrieg ein Ausspruch Schopenhauers gegen Barrikadenkämpfer zitiert war? Der alte Liebknecht stand der Fackel schon damals nahe und seine Verteidigung erfolgte in einer Zeit, in der die Fackel frei von dem Verdacht war, den sozialistischen Mächten zu schmeicheln, nachdem das Schopenhauer-Zitat in einer Zeit erschienen war,

wo die damals herrschende Macht keinen unbeugsameren Feind hatte als die Fackel. Machen Sie sich doch nicht unnütze Mühe, wo Sie ohnedies so mit Arbeit überlastet sind. Auch möchten wir glauben, daß Ihre Ankündigung den Zweck, den sie hatte, bereits erfüllt habe, indem sie ihn verfehlt hat. Denn wir werden Ihnen — nach all der Ausführlichkeit, die die Knappheit des stilistischen Ausdrucks häufig erfordert — auf den Kopf zu sagen, was Sie gewollt haben. Sie dachten natürlich nicht im Traum daran, in einer ernsten, würdigen und sachlichen Form einige Etappen in der Geschichte der Fackel darzustellen, nichts läge Ihnen stagelgrüner auf. So wahr Sie das Verlangen haben, so wahr wird es in absehbarer Zeit nicht geschehen können. Da ist wirklich alles wahr: wir glauben Ihnen, daß Sie das Verlangen haben, und noch mehr, daß es in absehbarer Zeit nicht geschehen wird. Aber Sie halten uns gewiß nicht für so dumm, daß wir Ihnen auch glauben sollten, Sie würden, bei aller Gewohnheit Verleger von bevorstehenden Besprechungen zu unterrichten, sich mit solcher Aufmerksamkeit an uns wenden und unsere Mitwirkung an dem Geschäft, selbst wenn es freundlich tendierte, in Anspruch nehmen. Was Sie vielmehr mit Ihrem tollkühnen, wenngleich rein administrativen Schritte wollten und was Ihnen mißlungen ist, ist das folgende: Die flüchtige Streifung Ihres Wirkensgebietes in der Fackel, provoziert durch die Verunehrung des alten Liebknecht, ist Ihnen sichtlich auf die Nerven gegangen. Da dachten Sie sich, daß eine unverfängliche Anfrage beim Verlag der Fackel nach der Liebknecht-Nummer und (im rein bureaukratischen Zusammenhang mit ihr) nach jener mit dem Schopenhauer-Zitat, das den Verteidiger des alten Liebknecht bei Schwachköpfen kompromittieren könnte und dessen Erinnerung ihm darum heute unangenehm wäre, daß also ein solches Antupfen an eine wunde Stelle in Form einer rein administrativen Bestellung vielleicht Wunder wirken und dann Ruhe sein würde, nach der allerorts in der literarischen Welt geltenden Maxime: Tu du mir nichts, tu ich dir auch nichts. Sie haben sich den Verlauf wohl so gedacht, daß wir als Administration die bestellten Nummern stillschweigend senden oder, was noch günstiger für Sie gewesen wäre, Ihnen mit der Erklärung, sie seien vergriffen, aufwarten und, so oder so, die Redaktion der Fackel sich danach hüten werde, noch einmal an die Sphäre des

Herrn Willy Haas zu rühren. Ertappt und die in der administrativen Gewandung phantastische Anfrage zu einem Briefwechsel entwickelt sehend, müssen Sie nun mit einer Ausrede durchhalten, die zu erfinden schon schwer war. Sie treiben also ein würdiges und sachliches Studium, für das Sie ausgerechnet unsere Mitwirkung haben wollten und, Schäker der Sie sind, präsentieren Sie sich uns als Herr mit ernsthaften Absichten, der über unsere politischen Wandlungen sozusagen Inventur machen will, was ja schon dringend nötig ist und wofür wir uns gar keinen Geeigneteren wünschen könnten. Da Sie im Druckwesen nicht wenig bewandert sind, so wird Ihnen die Erscheinung bekannt sein, daß sich eine Petite zu einer Garmonde auswachsen kann. Was wir Ihnen, Historiker der Sie sind, von Ihrem Plan glauben, ist die Prophetie, daß er in absehbarer Zeit aus inneren Gründen nicht zur Ausführung gelangen wird, weshalb eigentlich Ihre Urgenz wegen der Nummer nicht ganz verständlich ist. (Von der wir überzeugt sind, daß Sie sie besitzen.) Die inneren Gründe dürften darin bestehen, daß sie zwar, in der falschen Vermutung, der Herausgeber der Fackel gehöre doch an irgend einem Punkte der literarischen Welt mit ihren Danachrichtungen an, hinreichend Wagemut hatten, um ein Brieflein an den Verlag zu richten, aber sehr wohl wissen, daß die Inventur, die in Ihrem geistigen Lagerbestand vorzunehmen wäre, wohl nicht terminmäßig an Ihre polemischen Absichten gebunden ist, aber erfolgen würde, wenn Sie sich in so markantem Fall zu kritischen Repressalien erdreisteten — und nicht bloß »sozusagen« und als Metapher, sondern als handelsüblicher Vorgang: auf der Haben-Seite mit genauer Unterscheidung der Annoncensummen, die im Lauf eines Jahres neben günstigen und ungünstigen Kritiken verdient wurden, und gerechter Weise auch mit Anführung der nichterschienenen Annoncen auf der Soll-Seite. Sie mögen demnach als den Hauptgrund unserer Weigerung, Ihnen die Nummer zu liefern, Furcht vor der drohenden Inventur annehmen. Er liegt in Wahrheit darin, daß Sie uns durch Eröffnung Ihrer Absicht daran erinnert haben, daß die Angelegenheit eigentlich doch nicht ganz im Bereich der literarischen Welt spielt.

Sie haben also mit der Annahme — die Sie in dem Schreiben äußern, das uns ereilt hat, während wir mit dieser Antwort beschäftigt waren — vollkommen recht: daß wir Ihnen

die gewünschte Nummer der Fackel nicht heraussuchen werden. Sie gehen auch nicht fehl, wenn Sie diesen Entschluß auf den positiven Willen, Ihnen die Nummer nicht zugänglich zu machen, und nicht mehr bloß auf die Befürchtung des Zeitverlustes zurückführen, welchen wir, wie Sie gleichfalls mit Recht vermuten, aus ziviler Höflichkeit als Äquivalent für den Zeitverlust auf uns genommen hätten, den Ihnen der Briefwechsel mit uns gekostet hat. Wir müssen allerdings gestehen, daß wir unsere Zeit weit lieber an eben diesen gewendet haben als an das Heraussuchen der Nummer, da wir zwar ganz Ihrer Meinung sind, daß Ihre Antworten einen Zeitverlust bedeuten, jedoch unseren ungleich größeren Aufwand an Zeit keineswegs für verloren halten, sondern im Gegenteil für eine Kapitalsanlage. Ihre abermals geäußerte Sorge wegen Publikation und Vortrag der Arbeit, die Sie zu der so entstandenen Gesamtleistung beigetragen haben, können wir nicht eindringlich genug zerstreuen. Sie sind ganz richtig darüber informiert, daß der Herausgeber »bereits Teile dieses Briefwechsels öffentlich vorgetragen hat«, nämlich den ganzen, soweit er bis dahin vorhanden war. So könnten Sie auch erfahren haben, mit welcher Sorgfalt er hiebei Ihr Autorrecht gehütet hat. Wegen der Geschlossenheit einer etwaigen Publizierung oder eines ferneren und also umfassenderen Vortrags möchten wir Ihnen jede nur mögliche Garantie bieten, ohne freilich der Interpretation, daß ein Merkmal der Geschlossenheit im autorrechtlichen Sinne auch der Verzicht auf »Zwischenbemerkungen« wäre, beipflichten zu können. Wiewohl wir aber entgegen Ihrer vorsorglichen Warnung der Ansicht sind, daß wir vollauf berechtigt wären, jede nur beliebige Zwischenbemerkung zu Ihren Zuschriften zu machen, wollen wir Ihnen verraten, daß uns nichts ferner liegen wird, als Ihre Gedankengänge zu unterbrechen, deren Unversehrtheit uns sowohl im Interesse Ihrer Wirkung wie der unsrigen angebracht erscheint. Dagegen wollen wir, wie wir Ihnen bereits zugesagt haben, bezüglich der gewünschten Vollständigkeit noch über das Maß Ihrer autorrechtlichen Wünsche hinausgehen und auch die Stelle berücksichtigen, auf deren Abdruck Sie keinen Wert legen. (Jene von dem Dilemma, das Sie nicht weiter preiszugeben wünschen, und wo Sie zwar keinen Anstand nehmen,

sich dem Verlag der Fackel gegenüber offen auszusprechen, aber die Aussprache als privat zu betrachten ersuchen.) Denn von dem wesentlichen Charakter dieser Stelle ganz abgesehen, wüßten wir mit dem besten Willen nicht, wie wir das Kunststück zustandebringen sollten, die Weglassung so vorzunehmen, daß sie weder dem Verdacht Raum gäbe, wir hätten etwas uns selbst Peinliches unterdrückt, noch auch der berechtigten Vermutung, sie entspreche Ihrem eigenen Bedürfnis nach Diskretion. Wenn es Ihnen mit diesem ernst ist, so hätten Sie es sich überlegen sollen, bevor Sie sich in das Risiko des Briefwechsels mit uns einließen.

Daß Ihr Redaktionskollege einen Unfall erlitten hat, war schuld an der Verzögerung Ihrer Antwort. Aber diese selbst, und wenn nicht sie, so die unsere, wird Ihnen vielleicht zum Bewußtsein bringen, daß Sie selbst einen Unfall erlitten haben, der sie auf noch längere Zeit hinaus mit Arbeit überlastet und Ihren Zeitverlust leider vermehrt hat. Schon die Schwierigkeit der Lösung des Annoncenproblems, der Sie sich unterziehen mußten, dazu die geringe Befriedigung, die diese bei uns hinterläßt, dürfte Sie den ungestümen Schritt bereuen lassen, sich über den eigenen Rayon hinaus für administrative Dinge zu interessieren und mit einem fremden Verlag anders als zum Zwecke der Annoncenwerbung in Fühlung zu treten. Sie haben sich — wenn Sie von der Ehre, die wir Ihnen durch einen Briefwechsel erweisen, absehen — doch nichts als Verdrießlichkeiten zugezogen, während hingegen wir sagen können, daß uns die Abwicklung der Angelegenheit besonders in einem Punkte befriedigt. Nämlich was Ihr Versprechen anlangt, dafür zu sorgen, daß jenes Exemplar von »Sittlichkeit und Kriminalität«, in das einst ein hoffnungsvoller Prager Gymnasiast die Photographie des Autors, für die er die Unterschrift erbat, nicht ungeschickt eingeklebt hat, auf seinen bibliophilen Ursprung zurückgeführt und als Widmungsexemplar dementiert werde. Der Mißbrauch dieser Photographie — der später in der literarischen Welt vielfach zu der Meinung geführt hat, es existiere eine Ausgabe von »Sittlichkeit und Kriminalität«, »die noch das Bild des Autors hat«, und der Beweis hiefür sei eine Widmung des Buches an den Herausgeber der ‚Literarischen Welt' — war weit mehr zu fürchten als jegliche Inventur oder selbst

als die Möglichkeit, daß die Verlagsleiterin der Fackel, die die Briefe zu unterschreiben pflegt, geklagt oder erschossen werde. (Für alle Fälle — denn auf die Zusage, daß Sie sie »keinesfalls weder klagen noch erschießen« werden, ist wenigstens grammatikalisch kein Verlaß — unterschreibt sie diesen nicht; aber der Herausgeber, der ihn verfaßt hat und verantwortet, hofft trotzdem, daß Sie ihn zu Ende lesen werden.) Was Ihre Revokation der Verklärung des Revolvermannes Pöffel betrifft, so ist sie ja weit verständlicher als die Bereitschaft, uns eine Nummer Ihrer Zeitschrift — die uns beiweitem nicht so sehr interessiert wie Sie eine der unseren — »ohne jede nähere Begründung« zur Verfügung zu stellen. Sie meinten vielleicht: ohne jede weiteren Spesen, denn die Begründung liegt ja doch eben in dem ausgesprochenen Wunsch, uns von Ihrer Sinnesänderung über den Fall Pöffel zu unterrichten. Wenn Sie aber »noch jetzt behaupten«, daß leichtfertige Polemik statt mit gegründeter (oder mit dem Mittel, das in Berlin »zum Kadi« führt) gegebenenfalls mit dem Revolver beantwortet werden sollte, so beweisen Sie nur, daß das eigentlich Empörende und Anwidernde an Ihrer Stellungnahme im Falle Pöffel (in dem Satz, den wir aus dem Gedächtnis zitieren: »Aber da es einmal geknallt hat, so freue ich mich, daß es geknallt hat«) von Ihnen nicht widerrufen wurde. Wenn Sie sich nun mit dieser Auffassung »nicht in Konflikt mit einem Verlage glaubten, in welchem die Satiren über den ‚Polemiker' Bekessy erschienen sind«, so gewährt der Hinweis auf die bekannte Tatsache, daß wir gegen den Revolver des Bekessy zwar das Landesgericht, aber niemals den Revolver, zwar die Justiz, aber nie die Todesstrafe empfohlen haben, wohl auch eine Exemplifizierung dessen, was unter einer korrupten Redaktion zu verstehen ist und was unter einer mehr albernen.

Bei der von Ihnen nicht widerrufenen Auffassung, daß leichtfertige Polemik den Tod verdiene, können Sie aber von Glück sagen, daß Sie so oft mit dem Leben davongekommen sind; wiewohl Sie freilich in dem krassesten Fall: der Hinstellung des alten Liebknecht als eines konjunkturbeflissenen Preßjuden, der um als solcher unerkannt zu bleiben, feige gegen einen Unschuldigen gehetzt habe, nichts mehr zu riskieren hatten. Auch der Vergleich Ihres dreisten Urteils über den Toten

mit einer Briefwendung von Karl Marx über den Kampfgenossen und wie Sie selbst sagen, engsten Freund (der er doch bei analoger Gesinnung nicht hätte sein können), mit einer gelegentlichen Bemerkung, die zu zitieren Sie wohlweislich unterlassen — auch das Unterfangen, solche »Stellungnahme« nicht zu widerrufen, sondern zu übertrumpfen, gehört der Sphäre an, der wir bei Kennzeichnung Ihres Entschlusses, über das Werk der Fackel Inventur zu machen, entnommen haben. Diese Kennzeichnung — mit dem Ausdruck Chuzpe — wäre jedoch allzu knapp gegenüber den Problemen wie der Persönlichkeit, um die es sich handelt, und der wir eine noch größere Ausführlichkeit nicht vorenthalten durften, als Sie uns selbst zugewandt hatten. Damit hoffen wir aber auch die von Ihnen mit Recht beanspruchte Einheit, Geschlossenheit und Vollständigkeit für unseren Briefwechsel erst hergestellt zu haben, dessen Veröffentlichung, falls sie in absehbarer Zeit aus inneren Gründen erfolgen sollte, natürlich unverkümmert erfolgen müßte, weil er keine einfache Mitteilung von Tatsachen darstellt, sondern eine urheberrechtlich geschützte Leistung und als solche — namentlich was die Trennung des redaktionellen vom administrativen Teil anlangt — seinen Platz neben Goethes Briefwechsel mit einem Kinde in der literarischen Welt behaupten dürfte. Vor diesem Schicksal könnte ihn keine Rücksicht auf ein Dilemma bewahren, in dem Sie sich nun etwa befinden mögen und das man außerhalb der literarischen Welt Scheißgasse nennt.

Der Verlag der Fackel

Inschriften

Weg mit den Fremdwörtern!

Bessere Zeiten werden erst kommen,
wenn man statt Weekend wieder Schabbes
sagen wird und statt Girl wieder Chonte.
Berliner Theaterwitz

»Wann gehen wir entgegen bessern Tagen?«
so fragte einer, der es wissen kann;
und wies den Weg: »Wenn einst statt ‚Weekend' man
wird wieder einfach Schabbes sagen«.
Ein Prominenter, der's nicht wen'ger wissen konnte,
ergänzte: »Und statt ‚Girl' wieder Chonte«.
»Da fehlt noch«, meinte ich, »zum guten End,
daß man auch Tineff sagt statt ‚prominent'«.

Die Erneuerung

Gern schlöss' ich mich an und zwar sogleich
ans Vaterland, ans teure.
Doch wäre die Wirkung nichts für euch,
von wegen meiner Säure.
Die Freud' aber an einer schönen Leich'
ist eine ungeheure.
So wünscht man gleich lieber, daß Österreich
sich durch Lippowitz erneure.

Der Wiener

Im Berliner Tageblatt ist das Folgende zu lesen:

— — Wyndham Lewis ist eine der interessantesten und problematischsten Erscheinungen des heutigen Englands, was nicht verhindert, daß er der Menge ganz unbekannt ist. Er ist geistreich und überwältigend temperamentvoll wie der Wiener, und wie dieser schießt er mit Kanonen nach Spatzen, verschwendet seine Emotionen und Gaben im Haß gegen Personen und Vorgänge, die nur sehr lokale Bedeutung haben. — — Und als Symbole dieser Gesellschaft werden eine Reihe Londoner Persönlichkeiten geschildert, denn dieses Buch ist ein Schlüsselroman, in dem der Verfasser seinen Haß und seine Verachtung gegenüber einer Anzahl Menschen austobt, deren Bedeutung er — gerade infolge dieses Hasses — ungeheuer überschätzt. Aber selten wohl sind so scharfe, grausame, giftige und trotz aller Verzerrung auf den ersten Blick erkennbare Porträts veröffentlicht worden. — —

Daß die Spatzen sich durch den Gebrauch der Kanonen überschätzt fühlen, ist eine alte Tatsache; die Bescheidenheit der Theodor Wolff und Kerr überrascht gleichwohl. Das Bestreben jenes, lieber dem Mussolini als mir Reklame zu machen, dürfte jedoch hier seinen übertriebensten Ausdruck erreicht haben. Es ist ein Fall, der die Beispiele von Ausmerzung eines Namens aus der Wirklichkeit — etwa der Offenbach-Aufführungen im Berliner Rundfunk —, von der Hinausfälschung aus Bericht und Zitat weit hinter sich läßt. Er übertrifft alle Praxis des Berliner Tageblatts, ja selbst jenen Eingriff in den George-Artikel, den die befreundete und in liberaler Gesinnung verbundene Arbeiter-Zeitung verübt hat, teils meinetwegen teils »schon unter dem Gesichtspunkte des guten Geschmackes«, nämlich um die Polemik gegen Herrn Schober nicht in der Literaturrubrik zwischendurch fortzusetzen. Die Leser des Berliner Tageblatts, denen Herr Wyndham Lewis vorgestellt wurde als einer, der einem andern ähnlich sieht, der ihnen nicht vorgestellt wurde, befanden sich, soweit sie nicht Bescheid wußten und die Parallele mit Heiterkeit zur Kenntnis nahmen, in einer schwierigen Lage. Denn wenn sie lesen, daß der Engländer, als dessen wesentliches Kennzeichen die Unbekanntheit angeführt wird, eine starke Ähnlichkeit mit

»dem Wiener« habe, so möchten sie doch zunächst wissen, wer dieser Wiener eigentlich sei, dessen Eigenart ihnen so genau beschrieben wird. Der Fall ist doch so beschaffen, wie wenn ein Paß alle notwendigen Angaben einschließlich der besonderen Merkmale enthielte, mit Ausnahme des Namens. Vor diesem Vergleich des Engländers mit dem Wiener hatte der Berliner die Wahl zwischen der Möglichkeit, daß ein Autor dieses Namens gemeint sei, den man vielleicht in Berlin noch nicht genug kennt, oder am Ende jener Wiener, von dem man dort immerhin schon gehört hat, daß er nicht unterzugehen pflegt. Der ist aber den Berlinern doch weit eher durch die Eigenschaft der Gemütlichkeit bekannt als gerade durch Geist und ein überwältigendes Temperament, das seine Emotionen im Haß gegen Personen und Vorgänge verschwendet, die nur sehr lokale Bedeutung haben. Kein Zweifel auch, seinem Streben nach einem Fremdenverkehr würde ein gesellschaftsfeindlicher Hang schaden und insbesondere die Eigenheit, mit Kanonen auf Spatzen zu schießen, hinderlich im Wege stehen. Dieser Wiener katexochen kann also nicht gemeint sein. Einen der Menge unbekannten englischen Schriftsteller kann man aber auch nicht gut mit einem bestimmten Wiener vergleichen, der wieder so bekannt ist, daß man seinen Namen gar nicht nennen muß, um auszudrücken, daß man ihn meint und nur ihn meinen kann. Das wäre auch an und für sich unmöglich und selbst ein so exemplarischer Wiener wie Schubert könnte wohl nicht den Anspruch erheben, schlechthin »der Wiener« genannt zu werden, wie Goethe der Weimarer oder Kant der Königsberger. Solche Bezeichnungen sind eben nur der Begriffsverbindung der kleinen Stadt mit dem großen Mann angepaßt, während man schon etwa als den Frankfurter sich ebenso gut wie Goethe auch Schopenhauer oder Rothschild vorstellen könnte. Vollends würden »der Berliner« und »der Wiener« nur dann etwas von der Individualität aussagen, wenn sie bereits genannt oder anders begrifflich bestimmt wäre. Wer also ist »der Wiener«, der so berühmt ist, daß man ihn nicht nennen muß, wenn er nicht vielleicht gar den Ruhm eben dem Umstand verdankt, daß man ihn nicht nennt? Daß er, wenn er ein solcher ist, von den typischen Wesensmerkmalen des Wieners weniger an sich haben dürfte als Schubert, Lanner, Johann Strauß oder Girardi, wird man nicht

leugnen. Darum aber auch nicht annehmen, daß der Autor des Artikels, und wäre er der größte Schmock des Jahrhunderts, sich solcher Abkürzung beflissen hat, vielmehr: daß sein Artikel das Opfer des redaktionellen Hasses gegen eine Person wurde, die, wiewohl sie ein Wiener ist, doch nicht bloß lokale Bedeutung hat und deren Porträt trotz der stilistischen Verzerrung, die dem Artikel angetan wurde, auf den ersten Blick erkennbar ist. Wäre freilich der Angestellte des Berliner Tageblatts annähernd so geistreich wie »der Wiener« und nicht vielmehr ein Chammer, so hätte er die Streichung des Namens aus dem Manuskript nicht vollzogen, ohne auch die Charakteristik zu beseitigen, oder wenn gegen diese als eine immerhin abträgliche Kritik nichts einzuwenden war, »jener Wiener« gesetzt. Daß da etwas passiert ist, zeigt schon der graphische Lokalaugenschein. Nicht nur der Text, auch das Druckbild (mit den auseinandergetriebenen Wörtern) verrät deutlich, daß zwischen dem Satz, in dem Lewis vorkommt, und dem folgenden der Vergleich mit dem Träger eines Namens Raum hatte, der im letzten Moment bemerkt und getilgt wurde, ohne daß die Ausführung des Vergleichs der Korrektur zum Opfer fiel. Möglich aber auch, daß der anstößige Name erst nach den Worten »der Wiener« gestanden war und der Korrektor geglaubt hatte, selbst mit so schlichtem Zugriff die einzige pflichtgemäße Obsorge zu erfüllen, die heute von Zeitungen verlangt wird. Daß die Kunst des Redigierens der zentraleuropäischen Presse hauptsächlich in dem Aufpassen besteht, daß mein Name nicht durchrutscht, weiß man. Aber so einfach wie der Beauftragte des Herrn Wolff hat sich's schon lange keiner gemacht, und es wäre kein Wunder, wenn die österreichische Gesandtschaft in Berlin, die seit der Unterdrückung der »Unüberwindlichen« ohnehin nicht viel zu tun hat, gegen die Unterdrückung des Namens ihres Autors, gegen die Verwandlung eines beiderseits unbeliebten Wieners in d e n Wiener, Protest erhöbe, schon um der Version vorzubeugen, daß in Wien mit Kanonen geschossen wird. Was das Problem der besonders bedrohten Spatzen anlangt, so kann ich diesen nur raten, sich damit das Hirn nicht zu ermüden. Es ist ja wahr, ich verzettle mich (in jedem Sinne des Wortes), indem ich über der Lust, gerade aus den unscheinbaren Zügen das Gesicht der Zeit zu komponieren, immer wieder den

größeren Dienst versäume, ihre täuschendsten Attrappen zu zerlegen und zum Emil Ludwig der Reinhardt und Schober (und Emil Ludwig) zu werden. Das Pläsierchen jedoch, das ich an dem kleinsten Tierchen habe, möge dieses mir gönnen; es entbehrt schon nicht der tieferen Berechtigung. Finden nicht vielleicht die Eulen, daß ich sie nach Athen trage? Sie sollen mich nur lassen; ich weiß schon, warum ich das unverhältnißmäßige Mittel anwende, und weit problematischer bleibt doch mein Verfahren, Perlen vor die Säue zu werfen. Es dürfte sich aber herausstellen, daß ich mit Kanonen auf eben diese zu schießen pflege. Die fortwährende Selbstunterschätzung der Herren von der Presse wie der Personen von lokaler Bedeutung, die allesamt nichts weniger vertragen als zu Symbolen gesteigert zu werden und mehr Ehre erwiesen zu kriegen, als ihnen zukommt und als sie haben, ist mir wohl lästig, aber keineswegs hinderlich. Ich kenne diese Finten. Die von der lokalen Bedeutung, die ihr eigenes Nest hinreichend verunreinigt haben, treffen den Vogel, der da findet, daß es ihn beschmutze, auf den Kopf, indem sie sagen, er habe es getan, und dann kommt die Berliner Journalistik, die den Nagel abschießt, tut mir die Schand an und nennt mich den Wiener.

Kanonade auf Spatzen

Allerlei Namensgleichheit

Ein vielleicht tragischer Fall dient einem Kommis bei Lippowitz & Co. zu dem folgenden Scherz:

(Karl Kraus vermißt.) Seit dem 8. d. M. wird aus seiner Wohnung, 9. Bezirk, Rögergasse 6, der 26jährige Verkäufer Karl Kraus vermißt und man befürchtet, daß ihm ein Unfall zugestoßen ist. Die Polizei hat entsprechende Erhebungen eingeleitet.

In großem Druck zwischen einer Deutschmeisterfeier und einer Reklamenotiz für Gerngroß. Leider ist aber doch eine Verwechslung ausgeschlossen. Eher schon wäre vielleicht die Meldung der Arbeiter-Zeitung, daß ein Genosse Johann Schober gestorben sei, mißverständlich gewesen, wohingegen die entgeltliche Mitteilung der Neuen Freien Presse — die mit Recht unter »Interessante Einzelheiten« kam — keinen Kommentar erfordert hat:

Die sehr sehenswerten Kojen der Firma Kraus & Schober in Linz, des größten Kaufhauses am Platze, wurden ebenfalls vom Herrn Bundespräsidenten Miklas besichtigt.

Ältere Leser der Fackel erinnern sich, daß nicht einmal jene Vorladung »zur Ablegung einer Zeugenaussage gegen Karl Kraus wegen Diebstahls« Zweifel hervorgerufen hat, während allerdings die analoge Beziehung auf einen Träger des Namens Lippowitz ein fatales Quiproquo bewirken könnte.

—

Rundfunk und Presse

Sie, etwa die Neue Freie, übermittelt, was Albert Einstein durch jenen gesprochen hat, wie folgt:

— — Der Rundfunk besitzt eine ganz einzigartige Funktion im Sinne der Völkerversöhnung. Die Völker lernen einander durch den Rundfunk kennen, der sie einander direkt zeigt, und zwar in der liebenswürdigsten Form! — —

Einem einzigen Berliner Blatt, und ausgerechnet dem Tageblatt, ist der volle Wortlaut durchgerutscht:

— — Was speziell den Rundfunk anbetrifft, so hat er eine einzigartige Funktion zu erfüllen im Sinne der Völkerversöhnung. Bis auf unsere Tage lernten die Völker einander fast ausschließlich durch die verzerrten Spiegel der eigenen Tagespresse kennen.

Der Rundfunk zeigt sie einander in lebendigster Form und in der Hauptsache von der liebenswürdigen Seite. Er wird so dazu beitragen, das Gefühl gegenseitiger Fremdheit auszutilgen, das so leicht in Mißtrauen und Feindseligkeit umschlägt.

Wenn das nicht passiert wäre, hätte der Zerrspiegel seine Funktion durchaus erfüllt, auch dem eigenen Volk die Erkenntnis dieser vorzuenthalten. Die Frage ist nur, wie lange die Presse dem Rundfunk erlauben wird, die seinige zu erfüllen, und ob es nicht eine liebenswürdige Ideologie ist, zu wähnen, eine internationale Fälscherbande hätte es nicht in der Hand, in diese jeden Apparat zu bekommen, der dazu bestimmt sein könnte, welche Wahrheit immer zu verbreiten.

Richard Wagner: » . . . denn ich verachte die Presse«

Ehrung Richard Wagners durch die deutsche Presse.

Bayreuth, 23. Juli. Vertreter der Reichsarbeitsgemeinschaft der deutschen Presse haben heute am Grabe Richard Wagners in Bayreuth einen Kranz niedergelegt mit der Inschrift »Dem Meister. Die Presse«. Eine andere Blumenspende galt der Ehrung an die unvergessene Gefährtin des berühmten Mannes.

Deutsch kann sie selbst bei solcher Gelegenheit nicht. Aber es läßt mich doch hoffnungsvoll in die Zukunft blicken.

Wieder einmal nichts!

— — Die Bestimmungen über die Verleihung dieses Ehrenzeichens sind derart, daß nur ein kleiner Kreis von prominenten Vertretern der Kunst und Wissenschaft dieses Ehrenzeichen erhalten können. Es wird ein Numerus Clausus geschaffen — —

— — Reproduzierende Künstler und nur kompilatorisch arbeitende Wissenschaftler sollen von der Verleihung ausgeschlossen sein — —

Im Dienste des Kaufmanns

Das geistige Deutschland produziert auf Adler-Schreibmaschinen

— — Wiederholt brachten wir Abbildungen und Berichte, wie die Adlermaschine eine liebenswerte Helferin beim geistigen Schaffen wurde, heute nun sind wir in der Lage, unseren Lesern im Bilde eine Reihe prominenter Schriftsteller und Schauspieler in Verbindung mit der von ihnen liebgewonnenen Maschine zu zeigen. — — Auf S. 27, im Bilde unten links, wird uns der Autor des auf vielen deutschen Bühnen aufgeführten »Fröhlichen Weinbergs« Karl Zuckmayer an seiner Klein-Adler gezeigt. — — In kapriziöser Stellung mit ihrer Klein-Adler die bekannte Mitarbeiterin der ‚Dame' und vieler mondäner Zeitschriften Ruth Landshoff (Seite 29 oben). — —

Der bekannte Kritiker und Schriftsteller Dr. Alfred Kerr benutzt die Klein-Adler

(‚Der Adlerhorst', ein Hort kaufmännischen Wissens und Wirkens)

ich mehr den Kopf!

DIE FACKEL

Nr. 838—844 SEPTEMBER 1930 XXXII. JAHR

Operette

Mehr Logik will ich, als die Welt kann fassen;
drum leb ich lieber, wo sie fehlt: im Traum.
Am Tag jedoch wehrt ihr die Welt den Raum
und just den Traum will sie ihr überlassen.

Heillose Wissenschaft zerrt an dem Saum,
verpöbelnd das Geheimnis vor den Massen,
die dort, wo Zweck ist, kläglich ihn verpassen
und dort, wo Grund ist, ihn berühren kaum.

Doch jeder weiß, wenn nur zu ahnen wäre,
und jeder wähnt, wenn er zu denken hätte,
und Wahn berechnet, Plan ist im Gebet.

Das Chaos ohne die Kausalität!
Die Bühne wär' es, die ich lang entbehre
und die die Welt nicht träumt: die Operette.

Zum Empfang

Gesprochen am 5. Mai

Im Leitartikel der »Daily News« heißt es: Dr. Schober wird allgemein als »der beste Polizeimann außerhalb Londons« bezeichnet, der den Scotland Yard der österreichischen Hauptstadt auf eine ungeahnte Höhe gebracht hat. Er ähnelt im Charakter Hindenburg, mit dem er auch im Aussehen eine gewisse Ähnlichkeit aufweist.

Für die Glosse »Transzendentales bei Lippowitz« erfordert Ersatz die Stimmung des Tages. Es ziemt nicht, sich bei Ludendorff aufzuhalten, wenn man von Hindenburg zu sprechen hat. Wir haben auch die andere englische Stimme gehört, die Schober den Hindenburg Österreichs mit der Begründung nennt, er sei »der Typus des loyalen Staatsdieners, der seinem Kaiser treu gedient hat, solange das Kaisertum stand, und der in gleicher Hingabe auch der Republik dient«. Wobei vergessen wurde, hinzuzufügen, daß er nicht weniger treu auch dem Kaisertum dienen würde, wenn's wieder auferstünde. Nicht geringeres Verständnis für diese Vollendung des Begriffes der Treue hat man in Frankreich bewiesen und diesem Verständnis durch Verleihung des Großkreuzes der Ehrenlegion sinnfälligen Ausdruck gegeben. Mit einem Wort, es ist nicht zu leugnen und wir dürfen uns darüber keiner Täuschung hingeben, daß die Figuren meines satirischen Reiches, wiewohl unverrückbar diesem zuständig, doch zeitweise Urlaub in die Wirklichkeit nehmen, ja in dieser sogar zu

europäischen Figuren werden können. Wie immer sie nun da wirken mögen und auch wenn sie durch eine Vertretung, zu der jeder Figurant tüchtig wäre, sich scheinbar nützlich machten, und obgleich auf ihr Konto Erfolge gebucht werden, die vorweg beschlossen sind, wer immer sie davonzutragen hätte — wie sollte es nur im Geringsten ein Werturteil über sittliche und insbesondere intellektuelle Qualitäten berühren können, durch das die Figur eindeutig und unabänderlich bezeichnet ist und bleibt? Leider bin ich ja der einzige Faktor dieses öffentlichen Lebens, bei dem man es sich nicht richten kann. Und nicht einmal durch ein Gericht; denn dieses ist zwar ein Ziel aufs innigste zu wünschen, aber nicht zu erstreben. Herr Schober bemüht sich jetzt sichtlich, alle Versäumnisse des Geschworenen-Zeitalters wettzumachen: bis auf ein einziges. Er ließ sogar das junge Mädchen anklagen, das »Nieder mit der Schober-Regierung!« gerufen hatte. Ein vernünftiger Richter war der Ansicht, daß die Meinungsdifferenz innerhalb der Möglichkeit, auf die Schober-Regierung ein Hoch oder ein Nieder auszubringen, nicht judiziell zu betrachten sei. Leider gibt es aber keinen Gerichtshof, vor dem ich mich darüber beschweren könnte, daß Herr Schober ausgerechnet auf mein Urteil so wenig Wert legt, welches sich doch gerade in den Ländern, aus denen er jetzt heimkehrt, einer gewissen Achtung erfreut. Freilich, man sagt von ihm -- und nach der Unterwerfung der Sozialdemokraten hat es ja seine Richtigkeit —, daß er keinen Feind hat, und der eine zählt nicht. Der ist der einzige, den man, wenn man zur Tagesordnung schreitet, getrost dort liegen lassen kann, wo er liegt, nämlich links. Und habe ich es mir nicht selbst zuzuschreiben, wenn ich nicht an Schober glaube? Österreich erneuert sich zusehends und ich sehe zu.

Darum finde ich auch die folgende Lokalnotiz weit beträchtlicher als alles, was aus der großen Welt berichtet wird, denn hier bietet sich wirklich ein Bild der Befriedung, das mit allen kontrastierenden Mächten dieses Landes sogar noch die Gestalt Seipels einbezieht. Ja, es handelt sich um den seltenen Fall, daß Seipel segnet, was Schober gespendet hat:

Das dem Gesangverein österreichischer Eisenbahner am Samstag vom Bundeskanzler Dr. Schober überreichte Banner der Bundesregierung erhielt gestern in der Stephanskirche seine kirchliche Weihe. Zu dieser Feier waren zahlreiche Ehrengäste erschienen, darunter die Gattinnen der Minister Hainisch, Srbik, Hussarek-Heinlein, Frau Exzellenz Banhans, die Gattin des Landeshauptmannes Buresch, die Minister Dr. Innitzer und Schumy, General Knaus, Generalmajor Wiesinger, Vizebürgermeister Hoß, der Leiter der Generaldirektionen der Bundesbahnen Ingenieur Sedlak, Präsident Lipschütz der »Concordia« und viele andere. — — Den Weiheakt nahm Altbundeskanzler Dr. Ignaz Seipel vor. — — Unter Orgelgebraus bewegte sich der Zug feierlich aus dem Dom.

Wie man sieht, kommen die österreichischen Dinge meiner Perspektive doch näher als diese ihnen. Man spielt noch mit Bannern und Fahnen, und Juden sind auch dabei. An Schober glaube ich trotzdem nicht, wohl aber sehe ich ihn so: Er ist hinreichend schlau, um sich selbst hineinzulegen, und so schlicht, daß er sich hereinfällt. Er hält sich ganz bestimmt nicht bloß für den besten Polizeimann außerhalb Londons, sondern auch für den größten Staatsmann Europas. Ich habe die Absicht, seine Reden zu sammeln und seine Gedanken und Erinnerungen herauszugeben. Eine weitere Konzession werde ich nicht machen. Für mich, der heute noch das Gedächtnis des Polizeikriegs wie des Weltkriegs bewahrt (wo wir doch »die berühmte Formel: Schwamm drüber« kennen) hat sich ja nicht das

geringste geändert. Mir übertönt die Anklage von neunzig Toten, der Wehruf eines einzigen Schattens wie jenes Apothekerlehrlings Hans Erwin Kiesler alles Hosianna einer politischen Wirklichkeit. Und für mich bleibt die offene Lücke: Wenn Herr Schober in London, wo ihm die Genossen unserer Schmach entgegenkamen, auf den ruhmreichen Beginn seiner Polizeikarriere verwiesen hat: er habe seinerzeit in Marienbad die Sicherheit des Königs Eduard verbürgt — warum hat er in Paris nicht auf ein analoges Verdienst um den Bekessy hingewiesen? Mit einem Wort, ich will sagen, ich habe ihn noch gekannt, wie er Polizeipräsident war, und ich finde es ganz in Ordnung, daß er zwischen den großen Staatsagenden, von denen er in Haag, Rom, Berlin, Paris und London nach deren jeweiligem Abschluß erfährt, die engeren Fachkollegen aufsucht und Polizeikasernen visitiert, ähnlich dem Cabriolo in der »Prinzessin von Trapezunt«, der als Schloßherr heimlich Feuer schlucken geht. (Anm.: In Pest hat er Parade abgehalten und die wohltuende Wirkung auf sein »Polizeiherz« betont — also ganz jener Fall von Nostalgie.) Man darf sich die Haupt- und Staatsaktionen, die Herr Schober im Ausland durchführt, überhaupt nicht so staatlich vorstellen, wie seine Presse es darstellt. Im Gegenteil kann ich deren Lesern verraten, daß sich an einem der Hauptknotenpunkte des diplomatischen Verkehrs die Tischgespräche der österreichischen Legation, die tagsüber Sehenswürdigkeiten und Naturschönheiten besichtigen konnte, durch drei Wochen ausschließlich um Mittelschulerinnerungen gedreht haben: so in der Art, was denn aus dem Doleschal geworden sei, der immer eing'sagt hat, und daß der Geschichtsprofessor Vogelhuber diese und jene unvergeßliche Gewohnheit hatte. Die Neue Freie Presse würde es mir ja nicht glauben, denn sie schäkert:

Das sieht so gemütlich und gradlinig aus: der Bundeskanzler fährt nach Rom, er fährt nach Berlin, er fährt nach Paris und in die Hauptstadt des britischen Reiches. Der gewöhnliche Staatsbürger glaubt wahrscheinlich, mit einem Rundreisebillett bringe er das ebensogut zustande, ja er wird vielleicht solche Aktionen mit jenem Lächeln begleiten, mit jener Kunst der Selbstverkleinerung — —

Ich präsentiere mich der Neuen Freien Presse als diesen gewöhnlichen Staatsbürger, welcher zuallerletzt ihr hereinfällt, wenn schon irgendetwas in mir dazu inklinierte, dem österreichischen Humbug als solchem zu erliegen, der jetzt aus der leibhaftigen Mediokrität nicht bloß den Hindenburg macht — wozu ja wohl wirklich nichts als ein landesväterliches Profil benötigt wird —, sondern den Bismarck selbst. Gewiß, ich »brächte es ebensogut zustande«, aber ich würde mich nie zu der Strapaze von Besuchen herbeilassen, deren jeder die Entschuldigung des vorhergehenden zu sein hat, auch wenn ich jeweils sprechen könnte, wie dem andern der Schnabel gewachsen ist, und dafür »Formeln« fände. Ein Volk und zwei Staaten — ein Mund und zwei Zungen, oder nach Bedarf noch mehr! Da bin ich anders. Ich gebe die bindende Erklärung ab, daß ich die Erneuerung Österreichs nicht zur Kenntnis nehme, selbst wenn es mir zum Schaden gereichen sollte. Dagegen will ich zugestehen, daß ich hier singen und sagen gelernt habe, wenn schon nicht bei den Babenbergern, so doch bei den Habsburgern, und so sehe ich nicht ein, weshalb ich den Wienern die Zusatzstrophe zur »Prinzessin von Trapezunt« vorenthalten sollte, die mir kürzlich — knapp vor einer Vorlesung in Prag — unter dem zwingenden Eindruck der Pariser Triumphnachrichten eingefallen ist. Um ihr Gehör zu verschaffen, ist aber der Vortrag der lieblichen Grundstrophe unerläßlich, und Offenbachs Musik entschädigt ja hoffentlich nicht bloß mich für mancherlei, was wir nicht mögen.

In Trapezunt einst hausete
Die schönste Maid vom Orient.
Die Fürsten all' in Fern' und Näh'
Von Liebe waren heiß entbrennt.
Doch leider sie geschworen hat,
Zu leben stets im Zölibat,
Sie lachte über alle nur,
Die töricht machten ihr die Kur.
Und hatte keinen andern Grund,
Als weil sie war aus Trapezunt.
Und hatte keinen andern Grund,
Als weil sie war aus Trapezunt.
[: Nur herein, nur hereinspaziert, wollt ihr das Wunder schaun,
Die schönste, die schönste von allen Fraun! :]
[: Tschingbum dadera :]
[[: Tschingbum :]]

Aus Frankreich kehrt der Schober heim,
er hat erfüllt dort seine Pflicht.
Europa geht ihm auf den Leim
ich aber tu's noch immer nicht.
Denn i c h kenn ihn noch aus dem Jahr,
wo er beiweitem kleiner war,
und zwar vor Bekessy, den dies-
bezüglich er entwischen ließ:
ja nach Paris, von wo davon
er trägt die Ehrenlegion.
Durch mich jedoch hat andrerseits
er nach wie vor das große Kreuz.
[: Und nach Pflicht spaziert er heute schon mit allen zu Gericht,
nur mit mir spaziert er noch immer nicht :]
[: Tschingbum dadera :]
[[: Tschingbum :]]

Transzendentales bei Lippowitz

In seinem Kosmos hat alles Raum. Aber das scheinbar Unvereinbare, Gott und die Wiener Gesellschaft, durch die Linie der Ewigkeit, die die Spalten trennt, wird es verbunden. An einem Sonntag (13. April) fand sich dieses zusammen:

Trauer in Wien.

Zahlreiche Todesfälle in den führenden Kreisen der Gesellschaft.

Originalbericht des »Neuen Wiener Journals«.

Das Gesetz der Serie wirkt sich in den Kreisen der Wiener Gesellschaft ganz unheimlich aus. In den letzten Wochen und Monaten ist der Tod hier furchtbar umgegangen, und bei den größeren gesellschaftlichen Veranstaltungen, die nun langsam die Saison beschließen, wird es bedrückend offenbar, wie viele der bekanntesten und beliebtesten Persönlichkeiten durch Familientrauer am Erscheinen verhindert sind. Am letzten Januar hat Erzherzog Franz Salvator, der Schwiegersohn des Kaisers Franz Josef, der in Wallsee als Privatmann lebt und an vornehmer Wiener Geselligkeit noch immer gern teilnimmt, eine junge Tochter, Gräfin Waldburg-Zeil verloren. Fürst Ferdinand Kinsky starb vor kurzer Zeit, wodurch eine ganze Reihe von österreichischen Aristokratenfamilien in tiefe Trauer versetzt wurde. Der Tod des Fürsten war für seine Gattin um so tragischer, als es noch gar nicht lange her ist, daß sie ihren Bruder, Grafen Hans Wilczek, zu Grabe geleiten mußte. Durch den Heim-

Tagebuch.

Von

Hermann Bahr

2. April. Das Aprilheft der »Stimmen der Zeit« bringt einen Aufsatz Erich Przywaras über »Wende zum Menschen«, zunächst als Replik auf Peter Wusts »Wende zum Objekt«, womit die Periode von 1922 bis etwa 1926 gemeint war. Ihr kam es vor allem darauf an, darzutun, daß Kant erledigt war; gerade sein Jubiläum schien das zu beweisen. Przywara meint, die »Wende zum Objekt« sei nur negativ richtig, »als Abwendung vom Formalismus solcher Denkmethodik, wie sie etwa in der alten Marburger Schule üblich war, zum »Schauen freihin«. Es war nicht eigentlich Bindung eines Subjektivismus, es war eher Entfesselung eines gebundenen Blickes. Entsicherung in die unendliche Weite. Es war geradezu nicht selten Kampf gegen Zucht.« Im Grunde geht es dem Denker immer um Evidenz, er fordert Objektivität, aber eine, die durchaus innerhalb des Bewußtseins bleibt: »Es gibt keine erdenkliche Stelle, wo das Bewußtseinsleben durchstoßen und zu durchstoßen wäre und wir auf eine Transzendenz kämen, die anderen Sinn haben könnte als den einer in der Bewußtseins-

gang der Gräfin Thun-Hohenstein gebornen Gräfin Consolati, deren Tochter ebenfalls mit einem Grafen Thun, dem früheren Gesandten des Malteserordens, vermählt ist, hat ein weiterer Todesfall die Kreise der Hocharistokratie zu Trauer veranlaßt.

Gräfin Klarisse Rothschild, die erst im vergangenen Sommer den Verlust eines Bruders zu beklagen hatte, mußte nun auch ihren Vater hingeben, so daß eine der glänzendsten Erscheinungen der Wiener Gesellschaft während des ganzen Winters fehlte. In den allerletzten Tagen hat sich die traurige Liste nun noch ganz unheimlich ergänzt. Der tragische Tod Fritz v. Parneggs schaltet seine Brüder und deren Gattinnen von der Teilnahme an festlichen Veranstaltungen aus. Frau Emmi von Ephrussi, sonst ebenfalls blendender Mittelpunkt eines vornehmen Gesellschaftskreises, hat kürzlich erst ihre Mutter verloren, ebenso Frau Ella v. Auspitz-Artenegg und deren Schwester Frau Bela v. Strasser. Das Ableben des Bergrates Max Ritter v. Gutmann betrauert seine Schwester Fürstin Elsa Liechtenstein und deren Gatte, der regierende Fürst Franz Liechtenstein, der erst im Sommer seinen Bruder verlor. Beim Tode des Bergrates v. Gutmann machte sich die Dublizität der Fälle übrigens auch noch auf andere bemerkenswerte Weise geltend, denn er, der mit der Tochter des Künstlerehepaares Hartmann verheiratet war, starb fast gleichzeitig mit Professor Anton Bettelheim, der die Tochter des Künstlerehepaares

subjektivität selbst auftretenden intentionalen Einheit.« Wir bleiben immer in uns selbst verhaftet, wir können uns dieser Haft niemals entwinden. Daß Kant, längst totgeglaubt und totgesagt, immer wieder auflebt, sehen wir an dem Gegensatz Eugen Herrigels und Martin Heideggers. Hier steht Kant gegen Kant: der Kant der ersten Auflage der »Kritik der reinen Vernunft« voll Zuversicht gegen den Kant der zweiten Auflage, der die Flucht vor sich selbst ergreift. »Für Herrigel liegt das Verhältnis zwischen der ersten und zweiten Auflage der »Kritik der reinen Vernunft« so, daß selbst die zweite Auflage noch nicht genügend zur eigentlichen Absicht Kants durchgestoßen ist: den gesamten mundus sensibilis, sowohl im Sinne der sinnenhaften Welt wie im Sinne der Sinnesfähigkeiten des Menschen, nur als untersten Ort zu erweisen, an dem »noch« das Eigentliche sich offenbart, nämlich die erst im mundus intelligibilis klarer entfalteten »urbildlichen Synthesen« (die »ewigen Ideen«). Kants »transzendentale Subjektivität« meint nicht »unser« Erkennen, sondern ein »schlechthin überlogisches Sein«. Heidegger dagegen will in der zweiten Auflage der »Kritik der reinen Vernunft« eine Flucht Kants vor seiner grundlegenden Erkenntnis der ersten Auflage sehen. Kant erschrickt vor sich selbst, er hält seiner Erkenntnis nicht stand, ihm wird angst vor sich selbst. Przywara wittert darin Augustinismus der aufgebrochenen Unruhe: »Der Herrigelsche Mensch wird von ihr im raptus veritatis davonge-

Gabillon zur Frau hatte. Der Tod des Industriellen Theodor v. Hämmerle hat seine Gattin veranlaßt, sich ganz von der Gesellschaft zurückzuziehen. Dadurch und durch den schon vor längerer Zeit erfolgten Tod der Frau Mathilde Heller, zu dem sich in den allerletzten Tagen noch das Hinscheiden der Frau Adele Strauß gesellte, ist insbesondere das musikalische Wien um seine besten Zirkel ärmer geworden. Frau Emmi v. Medinger, die Gattin des früheren dänischen Generalkonsuls, trägt ebenfalls Trauer, und zwar um einen Onkel, Herrn Eduard v. Medinger, den Senior der Familie. Selbst das diplomatische Korps ist von der großen Welle der Trauer, die augenblicklich die Wiener Gesellschaft erfaßt hat, nicht verschont geblieben. Obwohl der Abgang des amerikanischen Gesandten von Wien schon beschlossen war, berührte es seine zahlreichen Freunde doch viel schmerzlicher, ihn durch den Tod als durch eine Versetzung zu verlieren. Den schwedischen Gesandten Undeen traf außer der offiziellen Trauer um die Königin von Schweden noch das Leid, kürzlich seinen Vater begraben zu müssen; auch der polnische Gesandte Dr. Bader betrauert den Verlust seines Vaters, und Frau Dr. Jäger, die Gattin des Schweizer Gesandten, stand erst vor wenigen Wochen an der Bahre ihrer Mutter, zu der sie nach Lausanne geeilt war, um ihr die Augen zudrücken zu können. Damit ist die Liste der Todesfälle aus der Wiener Gesellschaft noch keineswegs erschöpft. Eben erst wird der

tragen in das Persönlich-Schöpferische der Ewigen Wahrheit selber. Der Heideggersche Mensch aber zwingt ihren Schimmer in das Nichts seiner Endlichkeit. Für Herrigel ist Endlichkeit im Grunde »erscheinende Wahrheit«. Für Heidegger ist Wahrheit »erscheinende Endlichkeit«. Przywara sieht darin Augustinismus der ersten augustinischen Schriften, Augustinus aber ist immer Aufwühlung, er bricht durch in die letzte Frage nach den Grenzen zwischen Unendlichkeit und Endlichkeit. Die Wende zum Objekt wird eine Wende zum Menschen, der Mensch ist in die letzte Entscheidung gestellt. Goethe nennt Gott einmal »berührlich«, wenn auch »unergreiflich«, aber das beruhigt uns nicht, der Fromme will Gott ergreifen, in dieser ewigen Spannung leben wir. — — Picard erblickt den Gegensatz von Altersgesicht und Jugendgesicht darin, daß dieses sich nach oben öffnet, jenes aber in seine Tiefe blickt. Er zeigt den Gegensatz an Hölderlin: sein Jugendbild ist Sterngesicht, vergraben unter den Sternen, überrieselt von den Sternen, während sein Mund sich ein wenig öffnet, um den Regen der Sterne einzusaugen, er regt sich kaum, der Stern soll auf seinen Lippen bleiben. Ganz anders aber das Altersgesicht: der Blitz hat in das Sterngesicht eingeschlagen. Man sieht noch, wie er hinunterfuhr an der Profillinie, zweimal einschlagend in das Gesicht, zweimal das Gesicht brechend: an den Augen zuerst und dann am Mund. Eingestürzt ist hier das Gesicht am Auge und am Mund. Es ist, als hätte der Blitz, einfahrend in die Tiefe beim Auge,

Tod des Grafen Edmund Palffy gemeldet, der wieder eine ganze Reihe zeitweilig oder ständig in Wien lebender ungarischer Aristokraten vom Gesellschaftsleben ausschaltet; Gräfin Bylandt-Reith, die Mutter der Baronin Korb v. Weidenheim, starb vor einigen Wochen in Vöslau. Dieser so überaus milde Winter hat mehr Opfer gefordert als die kalte Jahreszeit in den Zeitabschnitten, da sie ihren Namen weit eher als in diesem Jahre verdiente. Dennoch bleibt nun die Hoffnung, daß mit dem Anbruch der schönen Witterung das Sterben in der Wiener Gesellschaft ein Ende finden wird.

die Sterne des Gesichts mit in die Tiefe gerissen und sie dort verbrannt — dann zurückfahrend, als besänne er sich, daß doch noch Sterne geblieben seien im Gesicht, holte er noch die letzten und schlug zum zweitenmal ein in das Gesicht, die letzten Sterne in der Tiefe verbrennend. — — Der Mensch der absoluten Dynamik, dessen Geistesart heute vorherrscht, steht »außerhalb des Lebens«, er steht im unerbittlichen Entweder-Oder zwischen Tod und Tod — entweder tot ins »Nichts«, Heideggers »Nichts«, oder tot in Gott hinein. Dieser letzte Tod aber ist das ewige Leben, durch ihn wird erfüllt, was die absolute Dynamik meint.

Das rechts dürfte bei der Wiener Gesellschaft, soweit sie nicht zur Trauer veranlaßt und vom Gesellschaftsleben ausgeschaltet ist, höchstens das Verständnis eines Gesellschaftsspiels »Herrigel Heidegger, Heidegger Herrigel« finden analog dem Nestroy'schen »Herüber Hinüber, Hinüber Herüber« und selbst bei Lippowitz, der es tatsächlich als Originalmanuskript empfangen hat, nur den Anwert des Trostes, daß wir in uns selbst verhaftet bleiben. Sonst dürfte auch den Katholiken strengster Observanz, die den Familien Pollack-Parnegg, Auspitz und Strasser den Verzicht auf festliche Veranstaltungen nachempfinden, bei der Alternative: entweder tot ins Nichts oder tot in Gott hinein nicht viel mehr zum Bewußtsein gekommen sein, als daß es sich um eine Replik Przywaras auf Wust handelt. Tiefer mit den letzten Dingen verknüpft bleibt das, was links steht. Besonders wenn man es sich mit der weinerlichen Stimme eines alten Weiland vorgetragen denkt, muß man den metaphysischen Hintergründen des »Salonblatts« nahekommen, wo sich auch sub specie aeternitatis die Stufenleiter deutlich abhebt, die von den Rängen hinunterführt, die ihre Hoffähigkeit nicht mehr dartun können, zu den mehr

kommerziellen Stützen der Gesellschaft und von diesen über das diplomatische Korps, das trotz seiner Exterritorialität vom Tod beziehungsweise von der Trauer nicht verschont blieb, wieder hinauf. Es ist eine sowohl über den Umsturz wie über sonstige Schädigungen des Gesellschaftslebens bekümmerte Stimme, die diese Präsenzliste des Concordiaballs als Absenzliste vorbringt und als Ausklang dieses wahrhaft Holbein'schen Totentanzes — dem freilich die Abwechslung bleibt, daß sich dem Tod das Hinscheiden »gesellt« — nur die Hoffnung läßt, daß mit dem Anbruch der schönen Witterung das Sterben in der Wiener Gesellschaft ein Ende finden wird. Sicherlich ist der Tod ein Vorgang, der auch den Fernerstehenden mehr zur Trauer veranlassen sollte als zur Heiterkeit. Gleichwohl wäre nur diese imstande, den Ekel zu tilgen, den eine Betrachtung hervorrufen müßte, die jenen als Gelegenheit benützt, einen Reigen der u. a. Abwesenden aufzuführen und den Schmerz der Hinterbliebenen auf den Zwang zu reduzieren, von den Bällen ausgeschaltet zu sein. Es wäre somit zum Lachen, wenn's nicht zum Weinen, und zum Kotzen, wenn's nicht zum Lachen wäre und nicht durchaus eine »Dublizität« ergäbe, vor der der mundus intelligibilis eines Kanarienvogels beschämt zurückweicht. Aber daß derlei neben dem ewigen Leben Raum hat und neben der Erfüllung der absoluten Dynamik, und daß wir diesen Lippowitz haben, der mit der intentionalen Einheit der Bewußtseinssubjektivität zwischen dem heiligen Augustinus, Bahr, Herrigel, Heidegger und dem Salonblatt die urbildliche Synthese klarer entfaltet — das berührt wie der Blitz, der einfahrend in die Tiefe beim Auge die letzten Sterne verbrennt.

Briefwechsel mit der »Literarischen Welt«

Den 15. II. 1930

An den

Verlag der Fackel

Wien

Sehr geehrte Herren!

Ich bitte Sie um folgende Nachweise, bezw. Lieferungen:

Erstens: In welcher Nummer der »Fackel« ist der Artikel Liebknechts über Dreyfus erschienen, und können Sie mir diese Nummer, die ich einmal in Händen hatte, aber wieder verloren habe, noch liefern?

Zweitens: In der Fackel ist einmal ein Zitat aus den Briefen oder Tagebüchern Schopenhauers veröffentlicht worden, in welchem Schopenhauer schildert, wie die Kroaten in Frankfurt a. M. im Jahre 1849 auf der Straße gegen die Bevölkerung schießen und dabei auch in das Haus Schopenhauers eindringen, um vom Fenster hinab zu feuern. Schopenhauer teilt in dieser Notiz mit, daß er den kroatischen Soldaten durch seine Magd einen Feldstecher leihen ließ.

Es wird Ihnen an der Hand Ihrer Generalregister zweifellos möglich sein, diese Nummer der »Fackel« nachzuweisen und vielleicht auch nachzuliefern.

Mit dem besten Dank für die gefällige Erledigung dieser Anfrage verbleibe ich

hochachtungsvoll

Willy Haas

18. Februar 1930

An die Literarische Welt
Herrn Willy Haas

Berlin

In Beantwortung Ihres Ersuchens vom 15. II. teilen wir Ihnen mit, daß bei der Fackel im Gegensatz zu den Zeitschriften, bei denen eine strenge Trennung zwischen dem redaktionellen und dem administrativen Teil besteht, so daß in der gleichen Nummer Rezensionen und Annoncen derselben Bücher erscheinen können, inhaltliche und Verlagsangelegenheiten miteinander verbunden sind. Aus diesem Grunde ist es dem Verlag der Fackel, der eben von dem Text der Fackel Kenntnis nimmt, leider nicht möglich, gerade jemandem, der den toten Wilhelm Liebknecht beschuldigt hat, daß er »in Wien« aus Furcht, als Jude erkannt

zu werden, gegen Dreyfus »gehetzt« habe, und der deshalb in der Fackel getadelt wurde, die Nummern zu »liefern«, die Wilhelm Liebknechts Beiträge enthalten. Zur Vervollständigung Ihres Wissens von diesen Arbeiten wird Ihnen somit nur der Weg zum Antiquar oder in die Staatsbibliothek offen bleiben.

Auf den gleichen Weg möchten wir Sie wegen des Schopenhauer-Zitats verweisen, das mit einem ähnlichen wie dem von Ihnen angegebenen Inhalt tatsächlich einmal in der Fackel, jedenfalls vor dem Kriege, abgedruckt war. Ihre Meinung, daß es uns an der Hand unserer Generalregister »zweifellos möglich sein wird, diese Nummer der Fackel nachzuweisen«, ist irrig. Wir besitzen keinerlei Generalregister — ein solches wird eben erst von Freunden der Fackel ausgearbeitet — und hätten mit der Hervorsuchung des Heftes keine geringere Mühe als Sie selbst. Wir wären aber bereit, uns dieser Mühe für Sie zu unterziehen, wenn Sie uns den Zweck nachweisen wollten, für den Sie das Zitat brauchen. Für einen unterstützungswürdigen Zweck würden wir etwa die Absicht der Enthüllung halten, daß die Fackel, die heute das Andenken der Liebknechts gegen Verunglimpfung schützt, einst ein erzreaktionäres Zitat aus Schopenhauer veröffentlicht hat. Für keinen unterstützungswürdigen Zweck würden wir die Absicht halten, dieses Zitat heute etwa gegen die Bekämpfer der Zörgiebel und Schober zu verwenden. Es liegt uns fern, Ihnen diese Absicht zu imputieren. Sollten Sie aber die andere haben, also die, so etwas wie eine politische Wandlung darzustellen, die die Fackel seit der Vorkriegszeit durchgemacht habe, so wäre es nur ehrlich, diese Absicht uns vor der Ausführung zu bestätigen, da Sie doch wissen müssen, daß deren Maskierung zur administrativen Angelegenheit sie der Aufmerksamkeit der Redaktion der Fackel keineswegs zu entziehen vermöchte. In diesem Fall wären wir, wie gesagt, bereit, das Heft hervorzusuchen, ja Ihr Vorhaben mit weiteren Beispielen einer widerspruchsvollen Haltung aus der Zeit zwischen 1899 und 1929 zu unterstützen, wenngleich es vielleicht am Ende eher noch gelingen könnte, diesen das Bild einer geistigen Einheit abzugewinnen, als es etwa gelingen mag, aus einem gekauften Exemplar von »Sittlichkeit und Kriminalität« und einer eingeklebten Photographie das Unikum einer Autorwidmung herzustellen.

Wir fassen also zusammen, daß wir die Auslieferung der Liebknecht-Hefte ablehnen, aber die Hervorsuchung des Heftes mit dem Schopenhauer-Zitat bedingt zusagen — das heißt: wenn Sie uns nach Mitteilung eines rein administrativen Wunsches auch noch mitteilen möchten, was Sie eigentlich von uns wünschen. Zu jeder nur möglichen Erfüllung bereit,

zeichnen wir

Der Verlag der Fackel

Den 26. II. 1930

An den

Verlag »Die Fackel«

Wien

Ich bekenne mich zu Ihrem Schreiben vom 18. II.

Ich beglückwünsche Sie zunächst zu der Entdeckung, daß bei uns zuweilen in derselben Nummer, wie die redaktionellen Anzeigen gewisser Bücher, auch bezahlte Annoncen derselben Werke erscheinen. Eine Erklärung dieses Umstandes, wenn Sie sich dafür interessieren sollten, wird Ihnen, wie jedermann, gerne gegeben werden.

Hingegen ist meine Bereitwilligkeit, Ihnen zu gewissen anderen Dingen, die Sie in Ihrem Brief berühren, eine Auskunft zu geben, weit geringer. Obgleich auch mir bekannt ist, daß in der »Fackel« zwischen den administrativen und den redaktionellen Funktionen eine enge Verbindung besteht, so scheint sich mir gleichwohl Recht und Pflicht eines Zeitschriftenverlages in der Möglichkeit zu erschöpfen, einen erhaltenen Auftrag entweder auszuführen oder abzulehnen. Ich bin deshalb nicht in der Lage, Ihnen eine Auskunft darüber zu geben, was ich, über den administrativen Wunsch hinaus, gewisse Nummern der »Fackel« geliefert zu bekommen, mit diesen Nummern eigentlich anfangen will. Doch nehmen Sie mit Grund an, daß ich den Bekämpfern der Zörgiebels und Schobers nicht in die Arme fallen will — ich täte es auch dann nicht, wenn mein öffentlicher Einfluß dazu ausreichte. Vielleicht genügt Ihnen diese einfache Information, um sich der von Ihnen erbetenen Bemühung zu unterziehen. Sollte übrigens Ihr Brief von der Befürchtung diktiert sein, ich könnte die Weigerung des Verlages, mir die betreffende Nummer der »Fackel« zu liefern, als den Wunsch des Herausgebers auslegen, eine Kontrolle seiner publizistischen Tätigkeit zu erschweren: so erkläre ich hiermit ausdrücklich, daß mir eine derartige Unterstellung immer ferne gelegen hat. Ich würde Ihnen also auch aus Ihrer sachlich begründeten Weigerung keinen Vorwurf machen können.

Bin ich also grundsätzlich nicht geneigt, gerade Ihnen, d. h. dem Verlag, eine Auskunft über meine Absichten mit dieser Nummer der »Fackel« zu geben, so bedeutet das keineswegs, daß ich nicht

irgendeiner Privatperson, z. B. dem Herausgeber der »Fackel«, wenn er sich etwa dafür interessierte, diese Auskunft geben würde: denn meine Absichten sind keineswegs geheim, Jedermann kann sie erfahren.

Ebensowenig bin ich geneigt, in einem Brief an den Verlag auf die Angelegenheit des angeblichen »Widmungsexemplares« einzugehen. Ich bin in dieser Sache nur Karl Kraus persönlich Rechenschaft schuldig, sei es, daß er privat diese Rechenschaft fordert, sei es, daß er mir öffentlich eine Irreführung vorwirft. Ich werde ihm in beiden Fällen — im ersten Fall privat, im zweiten Fall öffentlich — mit einer Aufklärung dienen können. Doch gestehe ich, daß mir jede dieser beiden Möglichkeiten lieber wäre, als die unkontrollierten und unkontrollierbaren Gerüchte, die sich an einen Tatbestand geknüpft zu haben scheinen.

Da ich übrigens für den Text eines Briefes, der so tief in persönliche Umstände greift, eine bestimmte körperliche Person, nicht aber eine juristische Person, verantwortlich zu machen wünsche, so bin ich gezwungen, derartige Briefe von Ihnen, wenn sie nicht irgendeine persönliche Unterschrift tragen, in Hinkunft ungelesen zurückzusenden.

Willy Haas

1. März 1930

An die
Literarische Welt Verlags-Ges. m. b. H.
Herrn Willy Haas
Berlin

Da Sie für den Text eines Briefes, der so tief in persönliche Umstände greift, »eine bestimmte körperliche Person, nicht aber eine juristische Person verantwortlich zu machen wünschen«, so teilen wir Ihnen mit, daß für die Briefe, die vom Verlag der Fackel unterzeichnet sind — der Ihnen bloß als moralische Person gegenübertreten wollte —, der Herausgeber der Fackel, Herr Karl Kraus verantwortlich ist und die Verantwortung in keinem Falle ablehnen würde. Um aber der Gefahr zu begegnen, daß Sie »derartige Briefe, wenn sie nicht irgendeine persönliche Unterschrift tragen, in Hinkunft ungelesen zurücksenden«, ist der vorliegende Brief wie die meisten, die der Verlag der Fackel mit der unverkennbaren Autorisation durch den Herausgeber absendet, von der mit dessen Absichten wohlvertrauten Verlagsleiterin unterzeichnet, der natürlich niemals zugemutet werden könnte, formale Beleidigungen weiterzugeben. Wir wissen nicht, welche Art der Verantwortlichkeit Sie sonst

anzusprechen wünschen, aber jede andere teilt die körperliche Person, die den Brief unterzeichnet, mit dem Herausgeber, der ihn veranlaßt, jedoch über dieses Maß einer persönlichen Verbindung mit dem Adressaten selten hinauszugehen pflegt. Wir erteilen diese Auskunft selbstverständlich nur in der Annahme, daß Sie mit der körperlichen Person nichts anderes als eine sichtbare und individuell juristisch erreichbare — im Gegensatz zu der »juristischen Person« im technischen Sinne — gemeint haben und nicht etwa den Gedanken fortspinnen wollten, den Sie in der Verteidigung des Falles Pöffel angeregt haben: daß nämlich der polemischen Feder der Revolver adäquat sei, und wäre es selbst der des Erpressers. Wir hoffen, daß Ihnen diese Auskunft bezüglich der Verantwortlichkeit genügen wird, um die Entgegennahme unseres meritorischen Bescheides zu ermöglichen.

Zunächst müssen wir Ihren freundlichen Glückwunsch zu unserer Entdeckung, daß dieselbe Nummer einer Zeitschrift redaktionelle Anzeigen und bezahlte Annoncen derselben Bücher enthält, als durchaus unverdient abweisen — beiweitem weniger verdient als die Annoncengelder, die durch diese Einrichtung erworben werden. Wir glaubten hier so wenig eine Entdeckung zu machen wie einer, der die Tatsache erwähnt, daß es Amerika gibt. Dagegen müssen wir Ihnen gestehen, daß uns Ihre Bereitwilligkeit, uns »wie jedermann« eine Erklärung der Tatsache oder des Umstandes zu geben, »wenn wir uns dafür interessieren sollten«, außerordentlich erfreut. Natürlich interessieren wir uns dafür und sind schon sehr gespannt, wie einmal von fachlich berufener Seite eine Erklärung des Umstandes erfolgen wird. Seit über dreißig Jahren suchen wir ja eben diesem Phänomen auf den Grund zu kommen und tappen im Dunkeln. Oft und oft waren wir versucht, das Trachten nach Rebbach als plausiblen Sinn der Einrichtung zu erkennen, wobei wir sogar von der Meinung ausgingen, daß der Literaturteil der meisten Zeitschriften nur als Chance der Annoncenrubrik gedacht sei, wie wir ja auch der Ansicht zuneigen, daß der Textteil der Tagespresse ein Vorspann des Inseratengeschäftes sei (wie es sich so klar im Fall Pöffel gezeigt hat). Dieses Vorurteil des Herausgebers der Fackel haben wir, der Verlag, auch nicht besiegen können, als wir für

unsere eigenen Verlagswerke zur Annoncierung in Literaturblättern aufgefordert wurden mit dem Aviso, daß die Annonce zu erhöhter Wirkung gelangen werde, weil in der gleichen Nummer eine Kritik erscheine. Da wir die Verlage der Zeitschriften — deren Redaktionen im Gegensatz zu der Ihrigen ahnungslos schienen und vielleicht eine Entdeckung gemacht hätten —, da wir also die Verlage fragten, warum sie so handelten, und auf die mögliche Kompromittierung des redaktionellen Urteils aufmerksam machten, erwiderten sie uns, sie handelten bei selbstverständlich strenger Trennung des redaktionellen vom administrativen Teile so, weil die Buchverleger für die Eröffnung der Gelegenheit dankbar seien. Wir möchten uns der Erwartung hingeben, daß Sie — von dem wir nun endlich doch erfahren werden, was es damit für eine Bewandtnis habe, wie Hannele »was das Sterben ist« — daß Sie eine so hausbackene Erklärung, die doch unser Vorurteil eher bestärken als entkräften könnte, nicht gebrauchen, vielmehr um eine andere keineswegs verlegen sein werden. Wir werden die »Erklärung des Umstandes« so gern annehmen, wie Sie sie uns geben wollen, und danken Ihnen im Voraus bestens.

Was Ihren Wunsch nach dem Heft der Fackel mit dem Schopenhauer-Zitat anlangt, so scheinen Sie Unrecht zu tun, »Recht und Pflicht eines Zeitschriftenverlages in der Möglichkeit zu erschöpfen, einen erhaltenen Auftrag entweder auszuführen oder abzulehnen«. Zeitschriftenverlage pflegen doch, wie wir oben erwähnt haben, bei aller strengen Trennung vom redaktionellen Teil häufig über dessen Absichten mit den Interessenten zu korrespondieren und Aufträge nicht nur auszuführen, sondern sich auch um deren Erteilung zu bewerben. Warum soll unser Verlag, der in diesem Punkt freilich sein Ressort nicht überschreitet, nicht auch redaktionell interessiert sein und sich mit einem Auftraggeber, der nicht Nr. soundsoviel verlangt, sondern die Nummer mit dem Schopenhauer-Zitat, nicht über seine Wünsche unterhalten? Wenn Sie uns nun mitteilen, daß Sie nicht die Absicht haben, mit der Verwendung dieses Zitates den Bekämpfern der Zörgiebel und Schober in die Arme zu fallen, so gehen wir darauf ein, indem wir Ihnen sagen, daß es uns zwar freut, aber daß »diese einfache Information« uns

dennoch nicht genügt, »um uns der von Ihnen erbetenen Bemühung zu unterziehen«. Da Sie nun zwar dem Verlag, jedoch nicht »irgendeiner Privatperson, z. B. dem Herausgeber der Fackel, wenn er sich dafür interessieren sollte«, die Auskunft über Ihre »Absichten mit dieser Nummer« verweigern — die »jedermann«, außer der Verlag der Fackel, erfahren könne —, so teilen wir Ihnen mit, daß unser Interesse eben das des Herausgebers der Fackel ist und daß eine unterstützungswürdige Absicht wie etwa die in unserm Antwortschreiben dargestellte ihn bewegen wird, die Hervorsuchung des Heftes anzuordnen.

Die gleiche Bereitwilligkeit der Erteilung einer Auskunft an Herrn Karl Kraus nehmen wir in seinem Namen für die Angelegenheit des »Widmungsexemplares« in Anspruch. »Rechenschaft« fordert er von Ihnen keinesfalls. Es ist das Recht des Bibliophilen, in ein Buch, das er erworben hat, eine handschriftlich signierte Photographie, die er besitzt, einzukleben; nur daß eben das Gerücht, es gebe ein Widmungsexemplar einer Ausgabe von »Sittlichkeit und Kriminalität«, die mit einem Bild erschienen sei, von Fall zu Fall auf den Ursprung einer Liebhaberhandlung zurückgeführt werden muß — weil es sich eben, wie Sie mit Recht hervorheben, »an einen Tatbestand geknüpft« hat (dessen Loslösung freilich am besten mechanisch erfolgen würde).

Ihrer freundlichen Auskunft in den berührten drei Punkten, besonders aber im ersten — des Annoncenproblems — mit Interesse entgegensehend,

zeichnen wir

Der Verlag der Fackel
(Unterschrift)

Den 15. März 1930

Verlag
»Die Fackel«
Wien

Ich bekenne mich zu Ihrem Schreiben vom 1. März. So leicht es mir ist, Ihre erste Frage zu beantworten, so bedürfen die Anfragen, die Sie mir von Karl Kraus übermitteln, einer ausführlichen Erwiderung. Ich bin aber gerade jetzt mit Arbeit überlastet und bitte daher, zu entschuldigen, wenn sich die Antwort verzögert.

Willy Haas

Den 25. April 1930

An den

Verlag »Die Fackel«

Wien

Mein Redaktionskollege hatte einen Unfall, ich selbst war wochenlang mit Arbeit überlastet; daher bitte ich die Verzögerung zu entschuldigen.

Daß ich Ihnen ein Rätsel lösen kann, nach dessen Lösung Sie seit dreißig Jahren suchen, glaube ich nicht. Ich kann Ihnen nur den Vorgang schildern, der zu dem von Ihnen berührten Umstand führt:

Daß manchmal in der »Literarischen Welt« zugleich mit den redaktionellen Besprechungen gewisser Bücher bezahlte Annoncen derselben Bücher erscheinen, das ist aus dem einfachen Grunde möglich, weil wir unserm Annoncenvertreter ein Verzeichnis jener Bücher geben, die voraussichtlich in der nächsten Nummer besprochen werden, und weil er dann diese Tatsache den einzelnen Verlagen mitteilt. Da beim Umbruch der Nummer mir oder meinen Redaktionskollegen noch nicht bekannt ist, welche Inserate in die betreffende Nummer kommen (unser Annoncen-Vertreter gibt uns nur bekannt, welcher Raum für Inserate frei bleiben soll und setzt dann diese selbständig ein) so kann von einem mehr als rein bürokratischen Zusammenhang zwischen dem redaktionellen und administrativen Teil dieses Vorgangs nicht die Rede sein. Ganz abgesehen davon, daß ja unser Annoncen-Mann nur die Buchtitel kennt, und selbst diese erst zu einer Zeit, in der die dazugehörigen Besprechungen bereits fertig eingerichtet in die Druckerei geschickt worden sind.

Ich fürchte keineswegs, wie Sie andeuten, daß durch diesen Umstand der redaktionelle Teil kompromittiert wird — und wenn ich es fürchtete, so würde mir diese Furcht nicht viel bedeuten. Ich würde mich nur dann fürchten, wenn ich irgend einem Mitarbeiter der »Literarischen Welt« jemals die leiseste Andeutung darüber gemacht hätte, daß ein Buch günstig oder ungünstig zu rezensieren sei. Da das aber nicht der Fall ist, so habe ich einen Stab von unverdächtigen — mir zum Teil persönlich ganz unbekannten — Zeugen, die jeden etwa ausgesprochenen Verdacht, jene Annoncen hingen mit diesen Kritiken anders als durch die bloße Tatsache eines formellen administrativen Aktes zusammen, durch die wahrheitsgemäße Angabe entkräften würden, daß jeder Mitarbeiter der »Literarischen Welt« jedes beliebige Buch sich zur Besprechung reservieren lassen kann. (Eine Ausnahme findet nur dann statt, wenn für ein Werk von ganz speziellem Charakter, etwa für ein wissenschaftliches Werk, ein Spezialist oder ein besonderer Kenner der Materie als Kritiker von der Redaktion vorgesehen und spontan aufgefordert wird.)

Wie sehr es unmöglich ist, im Widerstreit der Meinungen jeder einzelnen Beschwerde, Ermahnung, Befürchtung oder Verdächtigung in dieser Hinsicht stattzugeben, beweist mir u. a. der Umstand, daß sich ein Autor unlängst bei mir darüber brieflich beschwert hat, sein Buch sei in

der »Literarischen Welt« nur deshalb ungünstig rezensiert worden, weil der Verleger in derselben Nummer das Buch annonciert habe: damit die Redaktion der »Literarischen Welt« nicht den Anschein eines Zusammenhanges zwischen der bezahlten Annonce und einer etwa günstigen Kritik erwecke. Wenn es zwei so diametral entgegengesetzte Gründe gibt, den erwähnten administrativen Umstand zu verdächtigen: dann scheint mir die ganze Besorgnis hinfällig zu sein. Denn entweder ist es beweisbar, daß den bezahlten Annoncen oft günstige Kritiken entsprechen: dann wäre freilich die Redaktion korrupt; oder es ist beweisbar, daß den bezahlten Annoncen oft ungünstige entsprechen; dann wäre sie albern. Da aber mit einigem bösen Willen Beides bewiesen werden kann, weil für Beides Tatsachen zu finden sind: so scheinen mir beide Beweise widerlegt und somit auch die Schlüsse, die daraus gezogen werden können.

Da »Die Literarische Welt« ohne bezahlte Anzeigen nicht existieren könnte, so muß ich mich mit dem Bewußtsein begnügen, daß ich mich um die Annoncen nicht kümmere. Ob die bezahlten Annoncen in derselben Nummer oder in einer anderen erscheinen, ob das Letztere am Ende wirklich hübscher aussähe, als das Erstere: darauf möchte ich schon deshalb keine Rücksicht nehmen, weil derselbe Verdacht, nur in etwas veränderter Form doch in jedem der beiden Fälle erhoben werden kann, und weil ihn zu hegen oder nicht zu hegen in jedem Fall nur von dem persönlichen Vertrauen oder Mißtrauen abhängt, das der Leser der »Literarischen Welt« dem Herausgeber entgegenbringt, — abgesehen von dem jedem nicht Böswilligen sichtbaren Gegenbeweis, daß ja in jeder Nummer mindestens die Mehrzahl der Besprechungen weder in der gleichen noch in einer späteren Nummer von Inseraten begleitet ist.

Ich möchte durch diese Ausführungen nicht den Anschein erwecken, als hätte ich in einer zweideutigen Sache zu verteidigen; ich möchte nur eine Angelegenheit mit jener Ausführlichkeit besprechen, die die Anfrage und ihr Urheber für sich fordern darf.

Daß die Annoncenwerbung um eines materiellen Vorteils willen geschieht, ist unleugbar; daß dieser Vorteil zwar dem Wortlaut, nicht aber dem Sinne nach richtig mit dem Worte »Rebbach« zu übersetzen ist, darf ich gleichwohl hinzufügen. Denn einen »Rebbach« hat die »Literarische Welt« leider noch niemals gemacht. Sie arbeitet heute, wie immer, ohne jeden Überschuß und verteilt das, was sie einnimmt, restlos und ziemlich gleichmäßig an alle ihre literarischen Mitarbeiter.

Ich möchte nun auf die übrigen Fragen Ihres Briefes eingehen:

Die betreffende Nummer der »Fackel« brauche ich, weil ich mir eine vollständige Übersicht über die politische Haltung der »Fackel« verschaffen will. Mein — sonst gutes — Gedächtnis und meine ziemlich genaue Kenntnis der »Fackel« seit ihrer Gründung überhebt mich nicht der Verpflichtung, dabei diesen und jenen Beitrag, der mir als besonders charakteristisch in Erinnerung ist, nochmals nachzulesen.

Einen äußeren Zweck verfolge ich nicht. Die erste Veranlassung war der Beginn der letzten Polemik Ihres Herausgebers gegen Kerr. Der Wunsch, hier vollständig klar zu sehen und genau abzuwägen, führte schließlich dazu, in meiner Erinnerung über die politischen Wandlungen Ihres Herausgebers sozusagen »Inventur zu machen«. Es gibt ja im Falle Ihres Herausgebers kaum ein Einzelproblem, das anders als im Zusammenhang mit seinem Gesamtschaffen zu lösen wäre.

Damit hatte ich aber den aktuellen Anlaß so weit aus den Augen verloren, daß ich ihn einstweilen nicht mehr einholen kann. An diesem leidigen Umstand können auch die Andeutungen in der »Fackel«, die mich an ein etwas voreilig den Lesern der »Literarischen Welt« gegebenes Versprechen erinnern, nichts ändern. So wahr ich das Verlangen habe, in einer ernsten, würdigen und sachlichen Form einige Etappen in der Geschichte der »Fackel« darzustellen, so wahr wird das in absehbarer Zeit aus inneren Gründen wohl nicht geschehen können. Ich kann also meinen Wunsch nach dem Besitz jener Nummer nur mit dem fast identischen Wunsch begründen, den darin enthaltenen Artikel wieder zu lesen; jedenfalls nicht mit der Absicht, irgendein bestimmtes Material zu einem bestimmten aktuellen Zweck zu sammeln; denn diese Begründung entspräche nicht der Wahrheit. Ich nehme keinen Anstand, mich auch dem Verlage der »Fackel« gegenüber in dieser Sache offen auszusprechen, darf aber ersuchen, diesen Teil der Antwort als privat zu betrachten. Denn er deutet in gewissem Maße ein Dilemma an, das ich nicht weiter preiszugeben wünsche.

Was nun die dritte Angelegenheit betrifft, so bin ich leider heute nicht mehr in der Lage, das betreffende Exemplar von »Sittlichkeit und Kriminalität«, das ich unter besonderen äußeren Umständen vor Jahren preisgegeben habe, wieder in meinen Besitz zu bringen, und kann nur den Herausgeber der »Fackel« bitten, diese Preisgabe nicht als einen Akt der Pietätlosigkeit gegenüber einer seinerzeitigen Äußerung persönlichen Wohlwollens aufzufassen. Sie hatte vielmehr einen anderen, für mich zwingenden, aber ganz privaten Grund. Ich kann und werde ferner den jetzigen Besitzer ersuchen, in jedem Falle, in welchem er dieses Buch vorzeigt oder verleiht, ausdrücklich hinzuzufügen, daß ich die Photographie in das Buch geklebt habe.

Ich bitte der Dame, die den letzten Brief unterschrieben hat, zu versichern, daß ich sie keinesfalls weder klagen noch erschießen werde. Ich bitte ferner die Dame darauf hinzuweisen, daß ich meine Stellungnahme im Falle Pöffel öffentlich in der »Literarischen Welt« aus freiem Willen widerrufen habe, als ich, etwa 14 Tage später, die näheren Umstände jenes Mords erfuhr. Die betreffende Nummer der »Literarischen Welt« steht dem Verlag — und zwar ohne jede nähere Begründung — zur Verfügung. Wenn ich behauptet habe — und noch jetzt behaupte — daß leichtfertige Polemik (um die es sich im Fall Pöffel nicht handelte) gegebenenfalls mit dem Revolver beantwortet werden sollte: so glaubte ich mich nicht in

Konflikt mit einem Verlage, in welchem die Satiren über den »Polemiker« Bekessy erschienen sind.

Ich bedaure ferner, daß dem Verlage meine geringe Schätzung des alten Liebknecht mißfallen hat; doch beruht diese mäßige Schätzung seines Geistes und seiner politischen Begabung nicht nur auf meiner schwachen Autorität, sondern auf der weit größeren seines engsten und bewunderten Freundes: Karl Marx.

Willy Haas

[Karte]

An den Verlag »Die Fackel«

Wien

Ich bitte ergebenst um Mitteilung, ob ich nun die Nummer, über die unsere Korrespondenz geführt wurde, bekommen soll.

Im Anschluß an diese Korrespondenz möchte ich noch folgendes hinzufügen: Wir sind uns wohl darüber einig, daß dieser Briefwechsel keine einfache Mitteilung von Tatsachen darstellt, sondern eine urheberrechtlich geschützte Leistung. Ich sage das nicht, um die Publizierung oder den öffentlichen Vortrag dieses Briefwechsels zu verbieten. Ich kann aber nur dann einwilligen, wenn unsere Briefe geschlossen und vollständig veröffentlicht, bezw. vorgetragen werden.

Den 30. Juni 1930 Willy Haas

23. Juli 1930

An den
Verlag der »Fackel«,
Wien

Da mein letzter Brief und meine Postkarte ohne Antwort geblieben sind, darf ich annehmen, daß Sie mir die gewünschte Nummer der »Fackel« nicht heraussuchen werden. Ich gehe wohl nicht fehl, wenn ich diesen Entschluß nicht mehr bloß auf den mit dem Heraussuchen der Nummer verbundenen Zeitverlust zurückführe — Sie hätten diesen Zeitverlust gewiß als Äquivalent für den Zeitverlust, den mich der Briefwechsel mit Ihnen gekostet hat, aus ziviler Höflichkeit auf sich genommen — sondern auf den positiven W i l l e n, mir die Nummer n i c h t zugänglich zu machen.

Da Ihr Herausgeber, wenn ich recht informiert bin, bereits Teile dieses Briefwechsels öffentlich vorgetragen hat, wiederhole ich vorsorglich, zur Vermeidung rechtlicher Konflikte, nochmals die Bedingung, daß meine Zuschriften nur vollständig und geschlossen — d. h. ohne Zwischenbemerkungen — publiziert oder vorgetragen werden sollen.

Willy Haas

An die
Literarische Welt Verlags-Ges. m. b. H.
Berlin W 50, Passauer-Straße 34

Herrn Willy Haas

Der Unfall eines Redaktionskollegen und Arbeitsüberbürdung haben Ihr Antwortschreiben vom 25. April verzögert, das unsere, wie wir gestehen müssen, nur Saumseligkeit. Denn keiner der vielen satirischen Anlässe, die der Zeitabschnitt darbot, hat sich dermaßen der Behandlung empfohlen. Aber wie das oft geschieht: die private Erheiterung, die wir Ihrer ausführlichen Darstellung des Inseratenproblems der »Literarischen Welt« verdankten, überwog die Lust, Ihnen bündig zu sagen, daß der Versuch, uns blöd zu machen, zum Scheitern verurteilt ist. Etwas Besonderes hebt man sich immer gern auf (wobei wir das Vergnügen nicht in Abrede stellen wollen, Sie in der Zwickmühle, in die Sie sich gedrängt haben, ein wenig warten zu lassen), so vergeht die Zeit, der Sommer kommt ins Land, bis wirklich und wahrhaftig eine Mahnkarte von Ihnen eintrifft, mit der Sie — bewährter Verschieber von Entscheidungen, auf die man wartet — den Abschluß »unseres« Briefwechsels urgieren. Wegen der autorrechtlichen Bedenken möchten wir Sie beruhigen. »Wir« sind uns zwar nicht »darüber einig, daß dieser Briefwechsel eine urheberrechtlich geschützte Leistung vorstellt«, aber wir danken Ihnen jedenfalls für die Erlaubnis, ihn unter der Bedingung zu veröffentlichen oder vorzutragen, daß »unsere Briefe« geschlossen und vollständig veröffentlicht, bezw. vorgetragen werden. Wir vermuten zwar, daß Sie nichts dagegen hätten, wenn wir uns auf die Veröffentlichung Ihrer Briefe beschränken wollten — die sich ja schon im Vortragssaal als die ungleich wirkungsvollere Partie erwiesen haben —, aber wir versprechen Ihnen, daß wir im Fall der Drucklegung auch nicht einen Satz aus »unseren« Briefen entfernen oder verändern würden. Warum dies Mißtrauen gegen so alte Nachdrucker? Ganz wie bei den Schriftsätzen des Kerr, der sich auch unnötige Sorgen gemacht hat, soll kein Jota verloren gehen. Dies unser Vorhaben (von dem wir freilich nicht wissen, ob innere Gründe uns die Ausführung in absehbarer Zeit gestatten werden) wird

leider ein wenig erschwert durch den unleugbaren Widerspruch, in dem sich Ihre prinzipielle Genehmigung mit einer Stelle Ihrer Antwort vom 25. April befindet. Sie versuchen da nämlich, einen integrierend wichtigen Teil dieser Antwort, der Ihr »Dilemma« andeutet, »als privat zu betrachten«. Ganz abgesehen davon, daß es schwierig wäre, zugleich Ihre Bitte um Diskretion und Ihr Verlangen nach geschlossener und vollständiger Veröffentlichung zu erfüllen oder doch so zu erfüllen, daß wir weder dem Verdacht der Indiskretion noch dem der Unterschlagung ausgesetzt wären, möchten wir Sie auch in diesem Punkte vollauf beruhigen. Wir denken gar nicht daran, uns mit Ihnen in einen privaten Briefwechsel eingelassen zu haben und Ihre Geständnisse über Dilemmen entgegenzunehmen, wir sind vielmehr gewillt, alles was Sie uns über Ihre publizistischen Entschließungen oder Verzögerungen ans Herz legen, als eine öffentliche Angelegenheit zu betrachten und zu behandeln. Wir sagen Ihnen rund heraus, daß wir mit Ihrer »Literarischen Welt«, wenn wir schon mit ihr den Briefwechsel führen, in den Sie sich mit uns eingelassen haben, kein Redaktionsgeheimnis zu teilen wünschen, auf die Gefahr hin, von Ihnen der Illoyalität geziehen zu werden. Diesen Ausweg wollten Sie sich in der Wirrnis, in die Sie durch eine übermütige Zuschrift geraten sind und die Sie jetzt weit mehr bedrückt als Ihr Dilemma, ohne Zweifel offen halten, und wir möchten Ihnen lieber dabei behilflich sein, als Ihnen mit Diskretion in einer Sache beizustehen, die so wenig eine Privatangelegenheit ist wie die Gleichzeitigkeit Ihrer Annoncen und Ihrer Kritiken.

Zu Ihrer Aufklärung in diesem Punkte brauchten wir eigentlich nur zu bemerken, daß wohl selten die Komik eines Versuchs mit untauglichen Mitteln so beherzt in Erscheinung getreten sein dürfte. Daß Sie uns (und, wie Sie wissen, dem Herausgeber der Fackel) mit dem bewährten Trennungsstrich zwischen Redaktion und Administration aufwarten, ist ein starkes Stück, das keineswegs durch die Unbefangenheit abgeschwächt wird, mit der Sie den harmlosen »Vorgang« schildern, wie Sie Ihrem Annoncenvertreter ein Verzeichnis jener Bücher geben, »die voraussichtlich in der nächsten Nummer besprochen werden«, und wie er dann »diese Tatsache

den einzelnen Verlagen mitteilt«. Natürlich ist es Ihnen — wiewohl Sie sich persönlich in Wien bei Verlagen umgetan haben — »beim Umbruch noch nicht bekannt, welche Inserate in die betreffende Nummer kommen«, und Ihr »Annoncen-Mann« (der sich eine diesbezügliche Neugier auch verbitten würde) kennt wieder nur die Buchtitel und selbst diese erst zu einer Zeit, wo »die dazugehörigen Besprechungen« bereits fertig in die Druckerei geschickt sind. Schmonzes beiseite, bitten wir Sie, sich sagen zu lassen, daß der Annoncen-Mann, dem Sie ein Verzeichnis der zu besprechenden Bücher und dem die Verleger lieber zu einer günstigen als zu einer ungünstigen Besprechung Geld für die Begleitannonce geben, zwar ein ganz reelles Geschäft hat — reeller als das der Redaktionen —, daß er aber die Geschäftspartner, die selbstverständlich in der Hoffnung zahlen, daß ihre Reklame gestärkt und nicht entwertet wird, anschmiert, wenn sie, denen er »mitgeteilt« hat, daß in der gleichen Nummer eine Kritik erscheinen werde, einen Tadel statt eines Lobes zu Gesicht bekommen, und daß die Ausübung redaktioneller Unabhängigkeit bei dem »rein bürokratischen Zusammenhang« zwischen dem redaktionellen und dem administrativen Teil »dieses Vorgangs« einfach ein Betrug ist an demjenigen, der für den administrativen Teil gezahlt hat. Wir wollen aber zu Gunsten Ihrer kommerziellen Ehre annehmen, daß Sie in der überwiegenden Mehrzahl der Fälle auf die Ausübung der redaktionellen Unabhängigkeit verzichten und daß der reine Tor von einem Autor, der sich bei Ihnen »beschwert« hat, sein Buch sei nur deshalb ungünstig beurteilt worden, weil der Verleger in derselben Nummer annonciert habe, zu den Ausnahmen zählt. Sein Vorwurf ist sicherlich schon aus dem Grunde ungerecht, weil er sich doch durch Augenschein überzeugt haben müßte, daß Sie nicht grundsätzlich die Autoren ungünstig rezensieren, deren Bücher gleichzeitig annonciert werden und daß es von solcher Strafe für verlegerisches Unterfangen doch wohl Ausnahmen gibt. Wäre es anders, könnte sich ja die Institution nicht lange halten und der Annoncenmann würde einen generellen Hinauswurf zu gewärtigen haben — es wäre denn, daß die Verleger durch Furcht vor noch ungünstigeren Kritiken von dieser ultima ratio abgehalten wären. Es ist außerordentlich dankenswert, mit

32

welcher Offenheit Sie uns in die ethischen wie ästhetischen Erwägungen, die Sie in dieser rein administrativen Angelegenheit leiten, Einblick gewähren. Sie »fürchten keineswegs«, daß der redaktionelle Teil kompromittiert wird, weniger als das: selbst wenn Sie es fürchteten, so würde Ihnen »diese Furcht nicht viel bedeuten«. Denn stärker als diese Furcht ist doch das gute Gewissen, das Sie haben, weil Sie ja noch niemals einem Mitarbeiter »die leiseste Andeutung darüber gemacht haben, daß ein Buch günstig oder ungünstig zu rezensieren sei«, und jeder Mitarbeiter könne sich jedes beliebige Buch zur Besprechung »reservieren« lassen — mit Ausnahme der wissenschaftlichen Werke u. dgl. Sie haben ganz recht, so eine Ausnahme zu machen, und wir möchten Sie da gleich fragen, ob Ihr Blatt noch nie bei einem wissenschaftlichen Verlag mit dem Ersuchen um eine Annonce, für die schon der Platz reserviert sei, vorstellig geworden ist. Wir möchten Sie aber auch fragen, ob in Ihrem Umkreis noch nie etwa das Problem erörtert wurde, ob ein Werk nicht-wissenschaftlichen Charakters, dessen Verleger voraussichtlich »nicht annoncieren wird«, überhaupt zu besprechen sei. Sie verfügen über einen »Stab von unverdächtigen Zeugen«, die den Verdacht, die Annoncen hingen mit den Kritiken anders als »durch die bloße Tatsache eines formellen administrativen Aktes« zusammen, entkräften würden. Gewichtiger als diese Entkräftung dürfte die Aussage eines Stabs von Verlegern sein, am gewichtigsten die Frage, zu welchem Zwecke der formelle administrative Akt der Gleichzeitigkeit denn dienen soll, wenn nicht zur Hebung des Annoncengeschäftes. Sie begnügen sich den moralischen Anfechtungen gegenüber »mit dem Bewußtsein«, daß Sie sich »um die Annoncen nicht kümmern« — ein Bewußtsein, das Sie auf Ihrem Rundgang bei Wiener Verlegern hoffentlich nicht im Stiche gelassen hat und das Ihnen die Gleichzeitigkeit von Annoncen und Kritiken wohl immer wieder zur peinlichen Überraschung machen dürfte. Doch rücksichtslos wie Sie bei so reinem Bewußtsein sind, möchten Sie darauf »keine Rücksicht nehmen«, ob die bezahlten Annoncen in derselben Nummer oder in einer anderen erscheinen und ob »das Letztere am Ende wirklich hübscher aussähe als das Erstere«. Es

würde sicherlich hübscher aussehen als der Satz, mit dem Sie Ihre Unbekümmertheit bezüglich des Erscheinungstermins der Annoncen darlegen, um die Sie sich überhaupt nicht kümmern. Aber wir möchten Ihnen sagen, daß auch das zeitlich getrennte Erscheinen der Annoncen nicht hübsch aussähe, mindestens nicht solange sie auf Grund der Ankündigung des Annoncen-Mannes an die Verleger, daß Besprechungen erscheinen werden, erworben sind. Denn solches hat eine unabhängige Zeitschrift am wenigsten demjenigen mitzuteilen, der an der Besprechung am meisten interessiert ist. Ihre Art, sich logisch über allfällige Bedenken hinwegzusetzen, hat jedoch etwas weit Bestechenderes als die Art der Verleger, die dem Annoncenmann in der berechtigten Hoffnung, daß die Besprechung schon nicht ungünstig sein werde, Annoncengeld einhändigen. Anstatt aus dem Fall jenes einen Autors — den Sie im Stab Ihrer unverdächtigen Zeugen und zur Entkräftung des »etwa ausgesprochenen Verdachts« eines Zusammenhangs kaum brauchen könnten — den Schluß zu ziehen: daß selbst er den Zusammenhang herstellt und Sie beschuldigt, Sie seien durch Annoncengeld zum Tadeln beeinflußt worden, Sie hätten einmal ein Alibi erbringen wollen; anstatt den Schluß zu ziehen, daß andere wieder von einer günstigen Kritik den andern Eindruck empfangen könnten, so daß unter allen Umständen die Gleichzeitigkeit, ja die bloße Geschäftsverbindung mit dem Verleger, dessen Buch besprochen wird, das Problem des Zusammenhangs eröffnet — anstatt den Schluß zu ziehen, den publizistischer Anstand gebieten würde oder doch Furcht vor einer Mißdeutung, die so naheliegt wie die Annonce der Kritik, beruhigen Sie sich mit einer logischen Raison, die schon das Geld wert ist, das jene einträgt. »Denn entweder«, sagen Sie, »ist es beweisbar, daß den bezahlten Annoncen oft günstige Kritiken entsprechen: dann wäre freilich die Redaktion korrupt«. (Wieso denn? Sie könnte doch bei einem rein bureaukratischen Zusammenhang, bei dem »erwähnten administrativen Umstand«, nichts dafür. Oder sollten Sie sich, da jenes in der Tat beweisbar ist, mit diesem Argument etwas zu weit vorgewagt haben, in der Art, wie Sie schon mit Ihrer ersten Zuschrift in ein Unternehmen eingetreten sind, das Ihnen niemals gelingen konnte?) »Oder«, fahren Sie fort, »es ist beweisbar, daß den bezahlten Annoncen

oft ungünstige Kritiken entsprechen. Dann wäre sie (die Redaktion) albern«. Zunächst wohl untreu gegen den Vertragspartner, der, wenngleich die Bedingung einer günstigen Kritik nur in einem sogenannten »unsittlichen Vertrag« Platz finden könnte, doch einen moralischen Anspruch auf Erfüllung der Hoffnung hat, die den Annoncenvertrag — den wir an sich für unsittlich halten — begleitet, und der selbstverständlich nicht für die gleichzeitige Annullierung der Reklame zahlen wird. Albern jedoch erschiene sie, die Redaktion, darum mit Recht, weil sie sich durch häufige Untreue an den Verlegern, die in bestem Glauben gezahlt haben, ins eigene Fleisch schnitte und die Verleger eben die Inserate einstellen würden. (Sollten Sie sich nicht auch mit diesem Argument zu weit vorgewagt haben und ein reines Bewußtsein, das solchem Kalkül immerhin Raum gibt, kompromittieren?) »Da aber«, schließen Sie, »mit einigem bösen Willen beides bewiesen werden kann, weil für beides Tatsachen zu finden sind: so scheinen mir beide Beweise widerlegt und somit auch die Schlüsse, die daraus gezogen werden können«. Vor allem der Ihre. Sie mögen durch ein Gebiet, von dem Sie zu wissen zugeben, daß es mindestens dem »Widerstreit der Meinungen« ausgesetzt ist, mitten durch »Beschwerde, Ermahnung, Befürchtung und Verdächtigung« — die offenbar den Löwenanteil an Ihrer Redaktionskorrespondenz haben — Ihren schnurgeraden Weg gehen, der sowohl zu den Verlegerkassen wie zur öffentlichen Meinung führt. Aber wer Sie begleitet, könnte doch auch fragen, warum Sie gegenüber allen den Anfechtungen von außen, denen ein reines Gewissen standhalten muß, nicht einfach das Mittel publizistischer Klarstellung dieser Dinge anwenden, um endlich Ruhe zu haben, und ob Sie denn, wenn Sie schlicht erklären wollten, daß die Gleichzeitigkeit von Annoncen und Kritiken deren Unbeeinflußbarkeit nicht alterieren könne, vielleicht fürchten müßten, zwar den Lesern zu imponieren, aber die Verleger abzuschrecken. Bei allem Anteil an solchem Dilemma könnte man doch auch zu anderem Schluß als Sie selbst gelangen, nämlich daß »beide Beweise« zwar widerlegt »scheinen«, aber erbracht sind. Denn die »zwei Gründe«, den erwähnten administrativen Umstand zu verdächtigen, sind keineswegs so diametral entgegengesetzt, wie es Ihnen

scheinen will und die »ganze Besorgnis«, die Ihnen hinfällig zu sein scheint, ist es in Wahrheit darum noch lange nicht. Es kommt in dieser handgreiflichsten aller Materien nicht so sehr auf logisches Geflunker an wie etwa darauf, einfach einen Jahrgang durchzusehen und darnach festzustellen, ob mehr günstige oder ungünstige Kritiken den Annoncen »entsprechen«, um endgültig zu eruieren, ob die Redaktion mehr korrupt oder mehr albern sei. Nicht einmal auf das »persönliche Vertrauen«, das der Leser der »Literarischen Welt« dem Herausgeber entgegenbringt, wollen wir uns Gottbehüte verlassen, und schon gar nicht auf den »Gegenbeweis«, daß »mindestens die Mehrzahl der Besprechungen weder in der gleichen noch in einer späteren Nummer von Inseraten begleitet ist«. Dieser Gegenbeweis mag ja »jedem nicht Böswilligen sichtbar« sein, aber einleuchten wird er doch nur jedem, der in dieser Kategorie auch ein Esel ist, denn speziell die Deutung dieses administrativen Umstandes hängt beiweitem nicht so sehr von dem persönlichen Vertrauen zum Herausgeber der »Literarischen Welt« ab als vielleicht davon, daß sein Annoncenmann mindestens in der Mehrzahl der Fälle Pech gehabt hat. Wie sein Auftraggeber mit dem Versuch, ausgerechnet uns mit dem Witz blöd machen zu wollen, mit dem auch schon mancher, dem man Bestechlichkeit vorwarf, als Gegenbeweis die Geringfügigkeit der Beträge oder die Unerlangbarkeit in der Mehrzahl der Fälle angeführt hat. Und ausgerechnet uns mit der Trennung der Ressorts zu kommen und mit dem reinen Bewußtsein, das die kritische Autorität unbefleckt erhält, wenn es doch gleichzeitig von der Hoffnung auf Korruption Geld empfängt, die zu enttäuschen unsauberer ist als zu erfüllen — uns, die wir die Korruption einer Presse, die unverhüllt die redaktionelle Meinung als Ware feilbietet, für das weit geringere Übel halten als die Heuchelei einer »anständigen« radikalen Publizistik, bei der die linke Hand schreibt, ohne zu wissen, daß die rechte nimmt und selbst den weltanschaulichen Gegner nicht abweist. Sie dürften sich etwas davon versprochen haben, uns einmal ethisch zu kommen; aber den Versuch, uns zu diesem Behufe auch logisch zu kommen, könnte auch Mitleid nicht vor dem Mißlingen bewahren. Und das wichtigste Argument: daß »die ‚Literarische Welt' ohne

bezahlte Anzeigen nicht existieren könnte« — weshalb Sie sich mit dem Bewußtsein begnügen, daß Sie sich um die Annoncen, von denen sie existiert, nicht kümmern — ist zwar ohneweiters glaubhaft, verfehlt aber aus dem einfachen Grunde seinen Eindruck auf uns, weil wir keineswegs davon durchdrungen sind, daß die »Literarische Welt« existieren muß. Wie sie diese Existenz fristet, grenzt insofern ans Wunderbare, als der von uns vermutete Rebbach einerseits darauf reduziert erscheint, daß die »Literarische Welt« heute, wie immer, »ohne jeden Überschuß arbeitet« und anderseits »das, was sie einnimmt, restlos und ziemlich gleichmäßig an alle ihre literarischen Mitarbeiter verteilt«.

Freilich mögen Sie persönlich durch die strenge Trennung der Filmproduktion von der Filmkritik zu dem Bewußtsein diszipliniert sein, daß auch der redaktionelle und der administrative Teil einer literarischen Zeitschrift nur in einem so rein bureaukratischen Zusammenhang stehen, daß Sie sich um die Annoncen — über deren Ertragsfähigkeit hinaus — nicht zu kümmern haben. Stillvergnügt haben wir ja den Aufstieg eines Prager Anfängers durch die Sphäre jener Filminteressen zum Präzeptor Germaniae in geistigen Belangen verfolgt und wir haben zunächst keineswegs die Absicht, die Karriere anders als vielleicht durch den Abdruck Ihrer Briefe zu stören, da wir der deutschen Kultur ja alles, was sie sich bieten läßt, vom Herzen gönnen. Die Stellung, die Sie auf diese Art erlangt haben, berechtigt Sie nun ganz gewiß, den Plan auszuführen, in den Sie uns einweihen: gelegentlich über die politischen Wandlungen des Herausgebers der Fackel »sozusagen Inventur zu machen«, wiewohl es in absehbarer Zeit aus inneren Gründen wohl nicht werde geschehen können. Ohne in das Gewissensgebiet, dem eben dies Dilemma entspringt, eingreifen zu wollen, sind wir im Gegenteil bereit, mit der Diskretion, die Sie für diese Partie Ihres Schreibens erbitten, der Frage auszuweichen, ob Sie besser täten, sich da Zeit zu lassen oder sich zu beeilen. Zweifellos wartet ja die ganze literarische Welt Deutschlands auf die letzte Entscheidung, die Sie über Wert oder Unwert des Werkes der Fackel zu fällen haben, welches, wie Sie mit Recht hervorheben, kaum ein Einzelproblem enthält, das anders als im Zusammenhang zu lösen wäre, wenn schon nicht in dem rein bureaukratischen, der ja zwischen dem redaktionellen

und dem administrativen Teil der Fackel nicht besteht, so doch mit dem Gesamtschaffen, dem beide Teile zugehören. Und wenn man schon so lange auf Ihre Entscheidung über das Einzelproblem des Kerr gewartet hat — so lange wie auf dessen Antwort und Abfuhr —, so sieht man Ihrem Urteil über das Gesamtschaffen der Fackel zwar mit noch größerer Ungeduld entgegen, aber auch mit dem Begreifen, daß gut Ding Weile braucht und daß Sie hier umsomehr zu tun haben, um »vollständig klar zu sehen und genau abzuwägen«, wie nur einer, der in den Weltkrieg zog. Darum wird es jedem verständlich sein, daß die Verzögerung bloß aus inneren Gründen erfolgt und nicht etwa darum, weil wir zwar zu den schlagenden Verbänden gehören, aber zu den nichtinserierenden Verlagen (weshalb Sie ja auch die Mitteilung an uns, daß eine Besprechung erscheinen werde, die in der nächsten Nummer voraussichtlich nicht erscheint, direkt und nicht durch den Annoncen-Mann vornehmen konnten). Unser eigener Eindruck von Ihrem Entschluß, gelegentlich, wenn Sie nichts Besseres zu tun haben, genau abzuwägen, sozusagen Inventur zu machen und in einer ernsten, würdigen und sachlichen Form einige Etappen in der Geschichte der Fackel darzustellen; und anderseits wieder von Ihrer Ankündigung, daß dies, so wahr Sie das Verlangen haben, in absehbarer Zeit nicht geschehen werde — unser eigener Eindruck war ja freilich zunächst der von etwas, was man dort, woher Sie nach Deutschland gekommen sind, sozusagen Chuzpe nennt und von einer, die im Wechsel mit geduckter Angst noch mehr hervortritt. Dieser Eindruck wich aber bald dem einer gewissen Bescheidenheit, die mit dem Ausdruck »Inventur machen« freiwillig an den Ausgangspunkt einer richtiger gehenden Karriere zurückzugehen scheint, deren Bestimmungsort als Ziel andeutend aufs innigste zu wünschen und als verfehlt zu beklagen. Über die politischen Wandlungen des Herausgebers der Fackel, die Sie interessieren, mit denen er jedoch seinem Ausgangspunkt weniger untreu wurde und die zwischen diesem und dem heutigen Standort einen geringeren Widerspruch bemerken lassen, als eine mehr aufs Kommerzielle gerichtete Kulturbetrachtung wahrhaben will, möchten wir Sie beruhigen. Wenn Sie sich aber »eine vollständige Übersicht über die politische Haltung der Fackel« (die wir selbst, befangen wie wir da sind, über-

haupt nicht wahrzunehmen vermögen) durchaus »verschaffen wollen«, so müssen wir Ihnen raten, Ihre Studien lieber in der Staatsbibliothek vorzunehmen. Denn da wir der Meinung sind, daß alles, was Sie der literarischen Welt zu sagen haben, überflüssig ist, ob es nun unsere oder welche Sache immer betrifft, so sind wir nicht gewillt, Sie in Ihrer Wirksamkeit noch durch Materiallieferung zu unterstützen. Wohl haben wir das Vorhaben, der Fackel »Widersprüche« nachzuweisen, für unterstützungsbedürftig erklärt; da Sie uns aber mit Recht darauf aufmerksam machen, daß es da kein Einzelproblem gebe, und wir uns derzeit mit der Hervorsuchung sämtlicher Widersprüche nicht befassen können, so sind wir nicht in der Lage, Ihnen »die Nummer« — ob Sie nun die mit dem Schopenhauer-Zitat oder die mit dem Liebknecht-Aufsatz meinen mögen — zu liefern. Wir begnügen uns damit, Ihre Absicht erraten zu haben, und geben Ihnen zunächst diesen einen Widerspruch — zwischen unserer scheinbaren Bereitschaft und unserer tatsächlichen Weigerung — an die Hand. Das ist ein ganz schöner, handlicher Widerspruch, und zur Not könnten Sie sich ja etwa auch mit der nachweisbaren Tatsache behelfen, daß der Herausgeber der Fackel, der sich nicht genug tun kann, den technischen Fortschritt als einen fragwürdigen Ersatz für die Verluste, durch die er erkauft wurde und die er bewirkt hat, zu verrufen, für seine Person sogar nicht davor zurückschrickt, sich auf Reisen des Aeroplans zu bedienen. Das mit den politischen Wandlungen ist eine eigene Sache und Sie täten nicht gut, sich da einzulassen. Die könnten, wenn man schon so flach ist, sie für solche zu halten, ganz legitim und ohne den Verdacht unlauterer Motive, wie der Unterwerfung unter eine herrschende Macht oder einen herrschenden Geschmack, erworben sein. Da kann man leicht fehlgehen. Was hätten Sie schon davon, der Tatsache, daß in der Fackel das Andenken des alten Liebknecht gegen eine Nichtswürdigkeit geschützt wurde, das Faktum zu kontrastieren, daß in derselben Zeitschrift vor dem Weltkrieg ein Ausspruch Schopenhauers gegen Barrikadenkämpfer zitiert war? Der alte Liebknecht stand der Fackel schon damals nahe und seine Verteidigung erfolgte in einer Zeit, in der die Fackel frei von dem Verdacht war, den sozialistischen Mächten zu schmeicheln, nachdem das Schopenhauer-Zitat in einer Zeit erschienen war,

wo die damals herrschende Macht keinen unbeugsameren Feind hatte als die Fackel. Machen Sie sich doch nicht unnütze Mühe, wo Sie ohnedies so mit Arbeit überlastet sind. Auch möchten wir glauben, daß Ihre Ankündigung den Zweck, den sie hatte, bereits erfüllt habe, indem sie ihn verfehlt hat. Denn wir werden Ihnen — nach all der Ausführlichkeit, die die Knappheit des stilistischen Ausdrucks häufig erfordert — auf den Kopf zu sagen, was Sie gewollt haben. Sie dachten natürlich nicht im Traum daran, in einer ernsten, würdigen und sachlichen Form einige Etappen in der Geschichte der Fackel darzustellen, nichts läge Ihnen stagelgrüner auf. So wahr Sie das Verlangen haben, so wahr wird es in absehbarer Zeit nicht geschehen können. Da ist wirklich alles wahr: wir glauben Ihnen, daß Sie das Verlangen haben, und noch mehr, daß es in absehbarer Zeit nicht geschehen wird. Aber Sie halten uns gewiß nicht für so dumm, daß wir Ihnen auch glauben sollten, Sie würden, bei aller Gewohnheit Verleger von bevorstehenden Besprechungen zu unterrichten, sich mit solcher Aufmerksamkeit an uns wenden und unsere Mitwirkung an dem Geschäft, selbst wenn es freundlich tendierte, in Anspruch nehmen. Was Sie vielmehr mit Ihrem tollkühnen, wenngleich rein administrativen Schritte wollten und was Ihnen mißlungen ist, ist das folgende: Die flüchtige Streifung Ihres Wirkensgebietes in der Fackel, provoziert durch die Verunehrung des alten Liebknecht, ist Ihnen sichtlich auf die Nerven gegangen. Da dachten Sie sich, daß eine unverfängliche Anfrage beim Verlag der Fackel nach der Liebknecht-Nummer und (im rein bureaukratischen Zusammenhang mit ihr) nach jener mit dem Schopenhauer-Zitat, das den Verteidiger des alten Liebknecht bei Schwachköpfen kompromittieren könnte und dessen Erinnerung ihm darum heute unangenehm wäre, daß also ein solches Antupfen an eine wunde Stelle in Form einer rein administrativen Bestellung vielleicht Wunder wirken und dann Ruhe sein würde, nach der allerorts in der literarischen Welt geltenden Maxime: Tu du mir nichts, tu ich dir auch nichts. Sie haben sich den Verlauf wohl so gedacht, daß wir als Administration die bestellten Nummern stillschweigend senden oder, was noch günstiger für Sie gewesen wäre, Ihnen mit der Erklärung, sie seien vergriffen, aufwarten und, so oder so, die Redaktion der Fackel sich danach hüten werde, noch einmal an die Sphäre des

Herrn Willy Haas zu rühren. Ertappt und die in der administrativen Gewandung phantastische Anfrage zu einem Briefwechsel entwickelt sehend, müssen Sie nun mit einer Ausrede durchhalten, die zu erfinden schon schwer war. Sie treiben also ein würdiges und sachliches Studium, für das Sie ausgerechnet unsere Mitwirkung haben wollten und, Schäker der Sie sind, präsentieren Sie sich uns als Herr mit ernsthaften Absichten, der über unsere politischen Wandlungen sozusagen Inventur machen will, was ja schon dringend nötig ist und wofür wir uns gar keinen Geeigneteren wünschen könnten. Da Sie im Druckwesen nicht wenig bewandert sind, so wird Ihnen die Erscheinung bekannt sein, daß sich eine Petite zu einer Garmonde auswachsen kann. Was wir Ihnen, Historiker der Sie sind, von Ihrem Plan glauben, ist die Prophetie, daß er in absehbarer Zeit aus inneren Gründen nicht zur Ausführung gelangen wird, weshalb eigentlich Ihre Urgenz wegen der Nummer nicht ganz verständlich ist. (Von der wir überzeugt sind, daß Sie sie besitzen.) Die inneren Gründe dürften darin bestehen, daß Sie zwar, in der falschen Vermutung, der Herausgeber der Fackel gehöre doch an irgend einem Punkte der literarischen Welt mit ihren Danachrichtungen an, hinreichend Wagemut hatten, um ein Brieflein an den Verlag zu richten, aber sehr wohl wissen, daß die Inventur, die in Ihrem geistigen Lagerbestand vorzunehmen wäre, wohl nicht terminmäßig an Ihre polemischen Absichten gebunden ist, aber erfolgen würde, wenn Sie sich in so markantem Fall zu kritischen Repressalien erdreisteten — und nicht bloß »sozusagen« und als Metapher, sondern als handelsüblicher Vorgang: auf der Haben-Seite mit genauer Unterscheidung der Annoncensummen, die im Lauf eines Jahres neben günstigen und ungünstigen Kritiken verdient wurden, und gerechter Weise auch mit Anführung der nichterschienenen Annoncen auf der Soll-Seite. Sie mögen demnach als den Hauptgrund unserer Weigerung, Ihnen die Nummer zu liefern, Furcht vor der drohenden Inventur annehmen. Er liegt in Wahrheit darin, daß Sie uns durch Eröffnung Ihrer Absicht daran erinnert haben, daß die Angelegenheit eigentlich doch nicht ganz im Bereich der literarischen Welt spielt.

Sie haben also mit der Annahme — die Sie in dem Schreiben äußern, das uns ereilt hat, während wir mit dieser Antwort beschäftigt waren — vollkommen recht: daß wir Ihnen

die gewünschte Nummer der Fackel nicht heraussuchen werden. Sie gehen auch nicht fehl, wenn Sie diesen Entschluß auf den positiven Willen, Ihnen die Nummer nicht zugänglich zu machen, und nicht mehr bloß auf die Befürchtung des Zeitverlustes zurückführen, welchen wir, wie Sie gleichfalls mit Recht vermuten, aus ziviler Höflichkeit als Äquivalent für den Zeitverlust auf uns genommen hätten, den Ihnen der Briefwechsel mit uns gekostet hat. Wir müssen allerdings gestehen, daß wir unsere Zeit weit lieber an eben diesen gewendet haben als an das Heraussuchen der Nummer, da wir zwar ganz Ihrer Meinung sind, daß Ihre Antworten einen Zeitverlust bedeuten, jedoch unseren ungleich größeren Aufwand an Zeit keineswegs für verloren halten, sondern im Gegenteil für eine Kapitalsanlage. Ihre abermals geäußerte Sorge wegen Publikation und Vortrag der Arbeit, die Sie zu der so entstandenen Gesamtleistung beigetragen haben, können wir nicht eindringlich genug zerstreuen. Sie sind ganz richtig darüber informiert, daß der Herausgeber »bereits Teile dieses Briefwechsels öffentlich vorgetragen hat«, nämlich den ganzen, soweit er bis dahin vorhanden war. So könnten Sie auch erfahren haben, mit welcher Sorgfalt er hiebei Ihr Autorrecht gehütet hat. Wegen der Geschlossenheit einer etwaigen Publizierung oder eines ferneren und also umfassenderen Vortrags möchten wir Ihnen jede nur mögliche Garantie bieten, ohne freilich der Interpretation, daß ein Merkmal der Geschlossenheit im autorrechtlichen Sinne auch der Verzicht auf »Zwischenbemerkungen« wäre, beipflichten zu können. Wiewohl wir aber entgegen Ihrer vorsorglichen Warnung der Ansicht sind, daß wir vollauf berechtigt wären, jede nur beliebige Zwischenbemerkung zu Ihren Zuschriften zu machen, wollen wir Ihnen verraten, daß uns nichts ferner liegen wird, als Ihre Gedankengänge zu unterbrechen, deren Unversehrtheit uns sowohl im Interesse Ihrer Wirkung wie der unsrigen angebracht erscheint. Dagegen wollen wir, wie wir Ihnen bereits zugesagt haben, bezüglich der gewünschten Vollständigkeit noch über das Maß Ihrer autorrechtlichen Wünsche hinausgehen und auch die Stelle berücksichtigen, auf deren Abdruck Sie keinen Wert legen. (Jene von dem Dilemma, das Sie nicht weiter preiszugeben wünschen, und wo Sie zwar keinen Anstand nehmen,

sich dem Verlag der Fackel gegenüber offen auszusprechen, aber die Aussprache als privat zu betrachten ersuchen.) Denn von dem wesentlichen Charakter dieser Stelle ganz abgesehen, wüßten wir mit dem besten Willen nicht, wie wir das Kunststück zustandebringen sollten, die Weglassung so vorzunehmen, daß sie weder dem Verdacht Raum gäbe, wir hätten etwas uns selbst Peinliches unterdrückt, noch auch der berechtigten Vermutung, sie entspreche Ihrem eigenen Bedürfnis nach Diskretion. Wenn es Ihnen mit diesem ernst ist, so hätten Sie es sich überlegen sollen, bevor Sie sich in das Risiko des Briefwechsels mit uns einließen.

Daß Ihr Redaktionskollege einen Unfall erlitten hat, war schuld an der Verzögerung Ihrer Antwort. Aber diese selbst, und wenn nicht sie, so die unsere, wird Ihnen vielleicht zum Bewußtsein bringen, daß Sie selbst einen Unfall erlitten haben, der Sie auf noch längere Zeit hinaus mit Arbeit überlastet und Ihren Zeitverlust leider vermehrt hat. Schon die Schwierigkeit der Lösung des Annoncenproblems, der Sie sich unterziehen mußten, dazu die geringe Befriedigung, die diese bei uns hinterläßt, dürfte Sie den ungestümen Schritt bereuen lassen, sich über den eigenen Rayon hinaus für administrative Dinge zu interessieren und mit einem fremden Verlag anders als zum Zwecke der Annoncenwerbung in Fühlung zu treten. Sie haben sich — wenn Sie von der Ehre, die wir Ihnen durch einen Briefwechsel erweisen, absehen — doch nichts als Verdrießlichkeiten zugezogen, während hingegen wir sagen können, daß uns die Abwicklung der Angelegenheit besonders in einem Punkte befriedigt. Nämlich was Ihr Versprechen anlangt, dafür zu sorgen, daß jenes Exemplar von »Sittlichkeit und Kriminalität«, in das einst ein hoffnungsvoller Prager Gymnasiast die Photographie des Autors, für die er die Unterschrift erbat, nicht ungeschickt eingeklebt hat, auf seinen bibliophilen Ursprung zurückgeführt und als Widmungsexemplar dementiert werde. Der Mißbrauch dieser Photographie — der später in der literarischen Welt vielfach zu der Meinung geführt hat, es existiere eine Ausgabe von »Sittlichkeit und Kriminalität«, »die noch das Bild des Autors hat«, und der Beweis hiefür sei eine Widmung des Buches an den Herausgeber der ‚Literarischen Welt' — war weit mehr zu fürchten als jegliche Inventur oder selbst

als die Möglichkeit, daß die Verlagsleiterin der Fackel, die die Briefe zu unterschreiben pflegt, geklagt oder erschossen werde. (Für alle Fälle — denn auf die Zusage, daß Sie sie »keinesfalls weder klagen noch erschießen« werden, ist wenigstens grammatikalisch kein Verlaß — unterschreibt sie diesen nicht; aber der Herausgeber, der ihn verfaßt hat und verantwortet, hofft trotzdem, daß Sie ihn zu Ende lesen werden.) Was Ihre Revokation der Verklärung des Revolvermannes Pöffel betrifft, so ist sie ja weit verständlicher als die Bereitschaft, uns eine Nummer Ihrer Zeitschrift — die uns beiweitem nicht so sehr interessiert wie Sie eine der unseren — »ohne jede nähere Begründung« zur Verfügung zu stellen. Sie meinten vielleicht: ohne jede weiteren Spesen, denn die Begründung liegt ja doch eben in dem ausgesprochenen Wunsch, uns von Ihrer Sinnesänderung über den Fall Pöffel zu unterrichten. Wenn Sie aber »noch jetzt behaupten«, daß leichtfertige Polemik statt mit gegründeter (oder mit dem Mittel, das in Berlin »zum Kadi« führt) gegebenenfalls mit dem Revolver beantwortet werden sollte, so beweisen Sie nur, daß das eigentlich Empörende und Anwidernde an Ihrer Stellungnahme im Falle Pöffel (in dem Satz, den wir aus dem Gedächtnis zitieren: »Aber da es einmal geknallt hat, so freue ich mich, daß es geknallt hat«) von Ihnen nicht widerrufen wurde. Wenn Sie sich nun mit dieser Auffassung »nicht in Konflikt mit einem Verlage glaubten, in welchem die Satiren über den ‚Polemiker' Bekessy erschienen sind«, so gewährt der Hinweis auf die bekannte Tatsache, daß wir gegen den Revolver des Bekessy zwar das Landesgericht, aber niemals den Revolver, zwar die Justiz, aber nie die Todesstrafe empfohlen haben, wohl auch eine Exemplifizierung dessen, was unter einer korrupten Redaktion zu verstehen ist und was unter einer mehr albernen.

Bei der von Ihnen nicht widerrufenen Auffassung, daß leichtfertige Polemik den Tod verdiene, können Sie aber von Glück sagen, daß Sie so oft mit dem Leben davongekommen sind; wiewohl Sie freilich in dem krassesten Fall: der Hinstellung des alten Liebknecht als eines konjunkturbeflissenen Preßjuden, der um als solcher unerkannt zu bleiben, feige gegen einen Unschuldigen gehetzt habe, nichts mehr zu riskieren hatten. Auch der Vergleich Ihres dreisten Urteils über den Toten

mit einer Briefwendung von Karl Marx über den Kampfgenossen und wie Sie selbst sagen, engsten Freund (der er doch bei analoger Gesinnung nicht hätte sein können), mit einer gelegentlichen Bemerkung, die zu zitieren Sie wohlweislich unterlassen — auch das Unterfangen, solche »Stellungnahme« nicht zu widerrufen, sondern zu übertrumpfen, gehört der Sphäre an, der wir die Kennzeichnung Ihres Entschlusses, über das Werk der Fackel Inventur zu machen, entnommen haben. Diese Kennzeichnung — mit dem Ausdruck Chuzpe — wäre jedoch allzu knapp gegenüber den Problemen wie der Persönlichkeit, um die es sich handelt, und der wir eine noch größere Ausführlichkeit nicht vorenthalten durften, als Sie uns selbst zugewandt hatten. Damit hoffen wir aber auch die von Ihnen mit Recht beanspruchte Einheit, Geschlossenheit und Vollständigkeit für unseren Briefwechsel erst hergestellt zu haben, dessen Veröffentlichung, falls sie in absehbarer Zeit aus inneren Gründen erfolgen sollte, natürlich unverkümmert erfolgen müßte, weil er keine einfache Mitteilung von Tatsachen darstellt, sondern eine urheberrechtlich geschützte Leistung und als solche — namentlich was die Trennung des redaktionellen vom administrativen Teil anlangt — seinen Platz neben Goethes Briefwechsel mit einem Kinde in der literarischen Welt behaupten dürfte. Vor diesem Schicksal könnte ihn keine Rücksicht auf ein Dilemma bewahren, in dem Sie sich nun etwa befinden mögen und das man außerhalb der literarischen Welt Scheißgasse nennt.

Der Verlag der Fackel

Inschriften

Weg mit den Fremdwörtern!

Bessere Zeiten werden erst kommen,
wenn man statt Weekend wieder Schabbes
sagen wird und statt Girl wieder Chonte.
Berliner Theaterwitz

»Wann gehen wir entgegen bessern Tagen?«
so fragte einer, der es wissen kann;
und wies den Weg: »Wenn einst statt ‚Weekend' man
wird wieder einfach Schabbes sagen.«
Ein Prominenter, der's nicht wen'ger wissen konnte,
ergänzte: »Und statt ‚Girl' wieder Chonte.«
»Da fehlt noch«, meinte ich, »zum guten End,
daß man auch Tineff sagt statt ‚prominent'.«

*

Die Würdenträger

Was doch die Würdenträger einander vormachen!
Mit Dank und ohne Bedenken,
mit Würde und ohne zu lachen
tragen sie die Sachen,
die sie einander schenken
und vor einander machen.

*

Sprachliche Skrupel

Ein Würdenträger sprach zum andern:
Nichts würd ich, wollt ich, weniger werden,
würd ich zurück die Laufbahn wandern,
als solch ein Standbild mit Gebärden,
bedrückt von Zierde wie von Bürde,
und Träger einer fremden Würde.

Wenn Ehren bloß die Mehrzahl wäre
von dem, was in der Einzahl fehlt,
ich hätte an der einen Ehre
genug, die mehr als alle zählt.
Dann wäre Würde nicht allein
ein Schein und ein bedingtes Sein.

*

Die Erneuerung

Gern schlöss' ich mich an und zwar sogleich
ans Vaterland, ans teure.
Doch wäre die Wirkung nichts für euch,
von wegen meiner Säure.
Die Freud' aber an einer schönen Leich'
ist eine ungeheure.
So wünscht man gleich lieber, daß Österreich
sich durch Lippowitz erneure.

Der Wiener

Im Berliner Tageblatt ist das Folgende zu lesen:

— — Wyndham Lewis ist eine der interessantesten und problematischsten Erscheinungen des heutigen Englands, was nicht verhindert, daß er der Menge ganz unbekannt ist. Er ist geistreich und überwältigend temperamentvoll wie der Wiener, und wie dieser schießt er mit Kanonen nach Spatzen, verschwendet seine Emotionen und Gaben im Haß gegen Personen und Vorgänge, die nur sehr lokale Bedeutung haben. — — Und als Symbole dieser Gesellschaft werden eine Reihe Londoner Persönlichkeiten geschildert, denn dieses Buch ist ein Schlüsselroman, in dem der Verfasser seinen Haß und seine Verachtung gegenüber einer Anzahl Menschen austobt, deren Bedeutung er — gerade infolge dieses Hasses — ungeheuer überschätzt. Aber selten wohl sind so scharfe, grausame, giftige und trotz aller Verzerrung auf den ersten Blick erkennbare Porträts veröffentlicht worden. — —

Daß die Spatzen sich durch den Gebrauch der Kanonen überschätzt fühlen, ist eine alte Tatsache; die Bescheidenheit der Theodor Wolff und Kerr überrascht gleichwohl. Das Bestreben jenes, lieber dem Mussolini als mir Reklame zu machen, dürfte jedoch hier seinen übertriebensten Ausdruck erreicht haben. Es ist ein Fall, der die Beispiele von Ausmerzung eines Namens aus der Wirklichkeit — etwa der Offenbach-Aufführungen im Berliner Rundfunk —, von der Hinausfälschung aus Bericht und Zitat weit hinter sich läßt. Er übertrifft alle Praxis des Berliner Tageblatts, ja selbst jenen Eingriff in den George-Artikel, den die befreundete und in liberaler Gesinnung verbundene Arbeiter-Zeitung verübt hat, teils meinetwegen teils »schon unter dem Gesichtspunkte des guten Geschmackes«, nämlich um die Polemik gegen Herrn Schober nicht in der Literaturrubrik zwischendurch fortzusetzen. Die Leser des Berliner Tageblatts, denen Herr Wyndham Lewis vorgestellt wurde als einer, der einem andern ähnlich sieht, der ihnen nicht vorgestellt wurde, befanden sich, soweit sie nicht Bescheid wußten und die Parallele mit Heiterkeit zur Kenntnis nahmen, in einer schwierigen Lage. Denn wenn sie lesen, daß der Engländer, als dessen wesentliches Kennzeichen die Unbekanntheit angeführt wird, eine starke Ähnlichkeit mit

»dem Wiener« habe, so möchten sie doch zunächst wissen, wer dieser Wiener eigentlich sei, dessen Eigenart ihnen so genau beschrieben wird. Der Fall ist doch so beschaffen, wie wenn ein Paß alle notwendigen Angaben einschließlich der besonderen Merkmale enthielte, mit Ausnahme des Namens. Vor diesem Vergleich des Engländers mit dem Wiener hatte der Berliner die Wahl zwischen der Möglichkeit, daß ein Autor dieses Namens gemeint sei, den man vielleicht in Berlin noch nicht genug kennt, oder am Ende jener Wiener, von dem man dort immerhin schon gehört hat, daß er nicht unterzugehen pflegt. Der ist aber den Berlinern doch weit eher durch die Eigenschaft der Gemütlichkeit bekannt als gerade durch Geist und ein überwältigendes Temperament, das seine Emotionen im Haß gegen Personen und Vorgänge verschwendet, die nur sehr lokale Bedeutung haben. Kein Zweifel auch, seinem Streben nach einem Fremdenverkehr würde ein gesellschaftsfeindlicher Hang schaden und insbesondere die Eigenheit, mit Kanonen auf Spatzen zu schießen, hinderlich im Wege stehen. Dieser Wiener katexochen kann also nicht gemeint sein. Einen der Menge unbekannten englischen Schriftsteller kann man aber auch nicht gut mit einem bestimmten Wiener vergleichen, der wieder so bekannt ist, daß man seinen Namen gar nicht nennen muß, um auszudrücken, daß man ihn meint und nur ihn meinen kann. Das wäre auch an und für sich unmöglich und selbst ein so exemplarischer Wiener wie Schubert könnte wohl nicht den Anspruch erheben, schlechthin »der Wiener« genannt zu werden, wie Goethe der Weimarer oder Kant der Königsberger. Solche Bezeichnungen sind eben nur der Begriffsverbindung der kleinen Stadt mit dem großen Mann angepaßt, während man schon etwa als den Frankfurter sich ebenso gut wie Goethe auch Schopenhauer oder Rothschild vorstellen könnte. Vollends würden »der Berliner« und »der Wiener« nur dann etwas von der Individualität aussagen, wenn sie bereits genannt oder anders begrifflich bestimmt wäre. Wer also ist »der Wiener«, der so berühmt ist, daß man ihn nicht nennen muß, wenn er nicht vielleicht gar den Ruhm eben dem Umstand verdankt, daß man ihn nicht nennt? Daß er, wenn er ein solcher ist, von den typischen Wesensmerkmalen des Wieners weniger an sich haben dürfte als Schubert, Lanner, Johann Strauß oder Girardi, wird man nicht

leugnen. Darum aber auch nicht annehmen, daß der Autor des Artikels, und wäre er der größte Schmock des Jahrhunderts, sich solcher Abkürzung beflissen hat, vielmehr: daß sein Artikel das Opfer des redaktionellen Hasses gegen eine Person wurde, die, wiewohl sie ein Wiener ist, doch nicht bloß lokale Bedeutung hat und deren Porträt trotz der stilistischen Verzerrung, die dem Artikel angetan wurde, auf den ersten Blick erkennbar ist. Wäre freilich der Angestellte des Berliner Tageblatts annähernd so geistreich wie »der Wiener« und nicht vielmehr ein Chammer, so hätte er die Streichung des Namens aus dem Manuskript nicht vollzogen, ohne auch die Charakteristik zu beseitigen, oder wenn gegen diese als eine immerhin abträgliche Kritik nichts einzuwenden war, »jener Wiener« gesetzt. Daß da etwas passiert ist, zeigt schon der graphische Lokalaugenschein. Nicht nur der Text, auch das Druckbild (mit den auseinandergetriebenen Wörtern) verrät deutlich, daß zwischen dem Satz, in dem Lewis vorkommt, und dem folgenden der Vergleich mit dem Träger eines Namens Raum hatte, der im letzten Moment bemerkt und getilgt wurde, ohne daß die Ausführung des Vergleichs der Korrektur zum Opfer fiel. Möglich aber auch, daß der anstößige Name erst nach den Worten »der Wiener« gestanden war und der Korrektor geglaubt hatte, selbst mit so schlichtem Zugriff die einzige pflichtgemäße Obsorge zu erfüllen, die heute von Zeitungen verlangt wird. Daß die Kunst des Redigierens der zentraleuropäischen Presse hauptsächlich in dem Aufpassen besteht, daß mein Name nicht durchrutscht, weiß man. Aber so einfach wie der Beauftragte des Herrn Wolff hat sich's schon lange keiner gemacht, und es wäre kein Wunder, wenn die österreichische Gesandtschaft in Berlin, die seit der Unterdrückung der »Unüberwindlichen« ohnehin nicht viel zu tun hat, gegen die Unterdrückung des Namens ihres Autors, gegen die Verwandlung eines beiderseits unbeliebten Wieners in d e n Wiener, Protest erhöbe, schon um der Version vorzubeugen, daß in Wien mit Kanonen geschossen wird. Was das Problem der besonders bedrohten Spatzen anlangt, so kann ich diesen nur raten, sich damit das Hirn nicht zu ermüden. Es ist ja wahr, ich verzettle mich (in jedem Sinne des Wortes), indem ich über der Lust, gerade aus den unscheinbaren Zügen das Gesicht der Zeit zu komponieren, immer wieder den

größeren Dienst versäume, ihre täuschendsten Attrappen zu zerlegen und zum Emil Ludwig der Reinhardt und Schober (und Emil Ludwig) zu werden. Das Pläsierchen jedoch, das ich an dem kleinsten Tierchen habe, möge dieses mir gönnen; es entbehrt schon nicht der tieferen Berechtigung. Finden nicht vielleicht die Eulen, daß ich sie nach Athen trage? Sie sollen mich nur lassen; ich weiß schon, warum ich das unverhältnißmäßige Mittel anwende, und weit problematischer bleibt doch mein Verfahren, Perlen vor die Säue zu werfen. Es dürfte sich aber herausstellen, daß ich mit Kanonen auf eben diese zu schießen pflege. Die fortwährende Selbstunterschätzung der Herren von der Presse wie der Personen von lokaler Bedeutung, die allesamt nichts weniger vertragen als zu Symbolen gesteigert zu werden und mehr Ehre erwiesen zu kriegen, als ihnen zukommt und als sie haben, ist mir wohl lästig, aber keineswegs hinderlich. Ich kenne diese Finten. Die von der lokalen Bedeutung, die ihr eigenes Nest hinreichend verunreinigt haben, treffen den Vogel, der da findet, daß es ihn beschmutze, auf den Kopf, indem sie sagen, er habe es getan, und dann kommt die Berliner Journalistik, die den Nagel abschießt, tut mir die Schand an und nennt mich den Wiener.

Kanonade auf Spatzen

Allerlei Namensgleichheit

Ein vielleicht tragischer Fall dient einem Kommis bei Lippowitz & Co. zu dem folgenden Scherz:

(Karl Kraus vermißt.) Seit dem 8. d. M. wird aus seiner Wohnung, 9. Bezirk, Rögergasse 6, der 26jährige Verkäufer Karl Kraus vermißt und man befürchtet, daß ihm ein Unfall zugestoßen ist. Die Polizei hat entsprechende Erhebungen eingeleitet.

In großem Druck zwischen einer Deutschmeisterfeier und einer Reklamenotiz für Gerngroß. Leider ist aber doch eine Verwechslung ausgeschlossen. Eher schon wäre vielleicht die Meldung der Arbeiter-Zeitung, daß ein Genosse Johann Schober gestorben sei, mißverständlich gewesen, wohingegen die entgeltliche Mitteilung der Neuen Freien Presse — die mit Recht unter »Interessante Einzelheiten« kam — keinen Kommentar erfordert hat:

Die sehr sehenswerten Kojen der Firma Kraus & Schober in Linz, des größten Kaufhauses am Platze, wurden ebenfalls vom Herrn Bundespräsidenten Miklas besichtigt.

Ältere Leser der Fackel erinnern sich, daß nicht einmal jene Vorladung »zur Ablegung einer Zeugenaussage gegen Karl Kraus wegen Diebstahls« Zweifel hervorgerufen hat, während allerdings die analoge Beziehung auf einen Träger des Namens Lippowitz ein fatales Quiproquo bewirken könnte.

—

Rundfunk und Presse

Sie, etwa die Neue Freie, übermittelt, was Albert Einstein durch jenen gesprochen hat, wie folgt:

— — Der Rundfunk besitzt eine ganz einzigartige Funktion im Sinne der Völkerversöhnung. Die Völker lernen einander durch den Rundfunk kennen, der sie einander direkt zeigt, und zwar in der liebenswürdigsten Form! — —

Einem einzigen Berliner Blatt, und ausgerechnet dem Tageblatt, ist der volle Wortlaut durchgerutscht:

— — Was speziell den Rundfunk anbetrifft, so hat er eine einzigartige Funktion zu erfüllen im Sinne der Völkerversöhnung. Bis auf unsere Tage lernten die Völker einander fast ausschließlich durch die verzerrten Spiegel der eigenen Tagespresse kennen.

Der Rundfunk zeigt sie einander in lebendigster Form und in der Hauptsache von der liebenswürdigen Seite. Er wird so dazu beitragen, das Gefühl gegenseitiger Fremdheit auszutilgen, das so leicht in Mißtrauen und Feindseligkeit umschlägt.

Wenn das nicht passiert wäre, hätte der Zerrspiegel seine Funktion durchaus erfüllt, auch dem eigenen Volk die Erkenntnis dieser vorzuenthalten. Die Frage ist nur, wie lange die Presse dem Rundfunk erlauben wird, die seinige zu erfüllen, und ob es nicht eine liebenswürdige Ideologie ist, zu wähnen, eine internationale Fälscherbande hätte es nicht in der Hand, in diese jeden Apparat zu bekommen, der dazu bestimmt sein könnte, welche Wahrheit immer zu verbreiten.

—

Richard Wagner: » . . . denn ich verachte die Presse«

Ehrung Richard Wagners durch die deutsche Presse.

Bayreuth, 23. Juli. Vertreter der Reichsarbeitsgemeinschaft der deutschen Presse haben heute am Grabe Richard Wagners in Bayreuth einen Kranz niedergelegt mit der Inschrift »Dem Meister. Die Presse«. Eine andere Blumenspende galt der Ehrung an die unvergessene Gefährtin des berühmten Mannes.

Deutsch kann sie selbst bei solcher Gelegenheit nicht. Aber es läßt mich doch hoffnungsvoll in die Zukunft blicken.

—

Wieder einmal nichts!

— — Die Bestimmungen über die Verleihung dieses Ehrenzeichens sind derart, daß nur ein kleiner Kreis von prominenten Vertretern der Kunst und Wissenschaft dieses Ehrenzeichen erhalten kann. Es wird ein Numerus Clausus geschaffen — —

— — Reproduzierende Künstler und nur kompilatorisch arbeitende Wissenschaftler sollen von der Verleihung ausgeschlossen sein — —

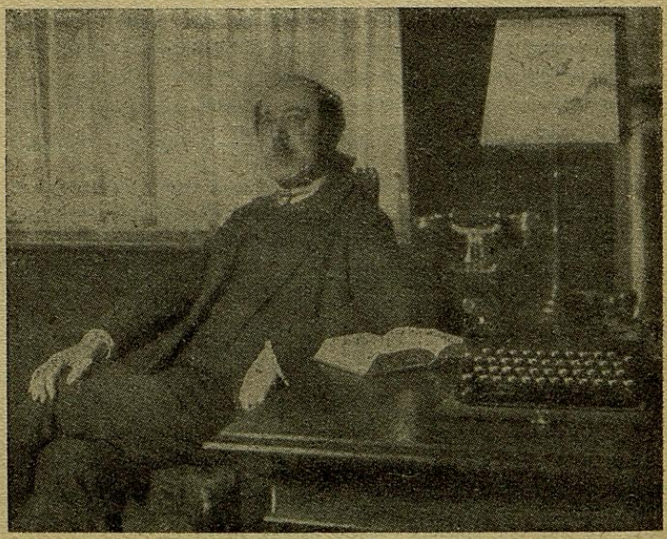
—

Im Dienste des Kaufmanns

Das geistige Deutschland produziert auf Adler-Schreibmaschinen

— — Wiederholt brachten wir Abbildungen und Berichte, wie die Adlermaschine eine liebenswerte Helferin beim geistigen Schaffen wurde, heute nun sind wir in der Lage, unseren Lesern im Bilde eine Reihe prominenter Schriftsteller und Schauspieler in Verbindung mit der von ihnen liebgewonnenen Maschine zu zeigen. — — Auf S. 27, im Bilde unten links, wird uns der Autor des auf vielen deutschen Bühnen aufgeführten »Fröhlichen Weinbergs« Karl Zuckmayer an seiner Klein-Adler gezeigt. — — In kapriziöser Stellung mit ihrer Klein-Adler die bekannte Mitarbeiterin der ‚Dame' ,und vieler mondäner Zeitschriften Ruth Landshoff (Seite 29 oben). — —

Der bekannte Kritiker und Schriftsteller Dr. Alfred Kerr benutzt die Klein-Adler



(‚Der Adlerhorst', ein Hort kaufmännischen Wissens und Wirkens)

Ich mehr den Kopf!

—

Er hat das so im Handgelenk

Statt von Fräulein Binder spricht er von
der Binderschen
während Legal, der
unter Jessner-Leopold
kleinere Rollen gespielt hat, nun
ein Verwalterich
geworden ist. Nun kommen alle und wollen's ihm nachmachen, möchten um jeden Preis keß sein, Kritiker, die kaum fünfzig sind:

»Denn also will es der dämonische Filmmagnat, ein unglücklicher Courths-Mahlerich, mit satanischem Einschlag. — —«

»— — Ein konfuser Träumerich, der sich in das kleine blonde Tanzmädel verliebt hat — —

Alles was diese Mosheim-Grete bis jetzt gespielt hat — —«

So schreiben sie jetzt alle und nächstens wird's auch der Jacobs-Monty heraus haben. Ja wo Eigenart ist, kommen die andern. Wie er räuspert und wie er spuckt (ich meine sein Schenie und seinen Geist) haben sie ihm glücklich abgeguckt. Aber das was der Kerr-Alfred hat, ist eben derart unwiderstehlich, daß man sich schon vorstellen kann, auch schlichte botanische Bezeichnungen wie »Wegerich«, »Lattich« und »Rettich« seien auf sein Beispiel zurückzuführen. Und solche Annahme wäre gewiß eher berechtigt als die Vermutung, die ein Dortmunder Kritiker geäußert hat, nachdem ich die »Pandora« vorgetragen hatte. Er trat — in der Pause vor dem »Traumstück«, worin die Nuance aber nicht vorkommt — an einen literarisch gebildeten Hörer heran mit der Frage: »Sagen Sie mal, Doktor — weil ich nämlich den ersten Anfang versäumt habe — das, was er da gelesen hat — das war doch wohl von Kerr?« (Nach empfangener Aufklärung ging er hin und ward mein Besprecherich.)

—

Gedenkwort für Hofmannsthal

unterbrochen durch eine Seite Osterrummel bei Krupnik, fortgesetzt in die Versicherung, daß Hofmannsthal sich in einer Welt der Händler für die Seele entschieden habe.

—

Der Fordschritt

(Der standardisierte Mensch.) Henry Ford hat kürzlich hundert Millionen Dollar für die Errichtung einer Schule gestiftet, die er die Schule der Zukunft nennt. »Ich habe so lange Autos fabriziert«, erklärte er, »bis ich den Wunsch bekam, nunmehr Menschen zu fabrizieren. Die Losung der Zeit ist Standardisierung.« — — Die erste Musterschule Fords, die ihre Tätigkeit bereits begonnen hat, nimmt nur Knaben im Alter von 12 bis 17 Jahren auf. Verpönt sind Sprachen, Literatur, Kunst, Musik und Geschichte. — — Die Lebenskunst müssen die Schüler lernen, sie müssen verstehen, zu kaufen und zu verkaufen — —

Endlich einmal tabula rasa mit Vorwänden, die dem einzigen und wahren Lebenszweck vielfach hinderlich waren!

—

Ad astra

Vom Begleiter:

— — Und dann kam — nach einigem Hin und Her — mein, das heißt unser, das heißt Dein »Rastelbinder«. Und dann kam »Der Göttergatte«. Und dann kam Dein wunderbares Wunderwerk »Die lustige Witwe«. Wie ein strahlender Sonnenaufgang kam sie und wie die wahrhaftige Sonne leuchtete diese Eingebung Deines Genius über den ganzen Erdkreis hin, welterfreuend, allbeglückend. Mit der Stunde ihrer glorreichen Geburt begann das goldene Zeitalter der Operette. — —

— — Mit bewunderungswürdiger Unbekümmertheit um theaterdirektoriale Opportunitätswünsche — hinsichtlich mancher Bücher, die Du wähltest — und zugleich mit dem starken Bewußtsein, künstlerisch das Richtige, Dir Gemäße zu tun, weil Du unentwegt das tatest, was Du mußtest, was Dir innerlicher Befehl war, hast Du nun die höchsten Sprossen der Leiter Deines künstlerischen Sursum, Deines Excelsior, des unaufhaltsamen Hinauf und Empor in höhere Sphären des Kunstwillens, des Kunstausdruckes und des Kunstkönnens erreicht in einer Dir und nur Dir eigenen Weise.

Betrachte ich dies, so überkommt mich ein Gefühl erhebender Rührung und der innigsten Freude, daß ich Dein Wegbegleiter sein durfte. Ich bleibe der Deinigste.

Viktor Léon. Hat man schon so etwas erlebt?

—

Vom Schaffen

»Alle Welt hat mich seinerzeit vor diesem Danilo gewarnt . . . Ich habe mich nicht irritieren lassen. Wenn es heute keinen Danilo gibt, so werden sie zu Dutzenden heranwachsen, meinte ich. Ich glaube, ich habe recht behalten.«

Recht ist gar kein Ausdruck.

»Mit der ‚Friederike' ging es mir nicht viel anders als mit der ‚Lustigen Witwe' . . wiederum waren es die aufrichtigsten und wohlmeinendsten Freunde, die da warnten. Die Blasphemie, Goethe-Worte zu vertonen — man denke! Nun, ich habe es immer vermieden, mich in grundsätzliche Erörterungen einzulassen, was zulässig sei und was nicht. Ich habe die musikalischen Möglichkeiten gewittert, die im Textbuch liegen . . .«

Und wieder hat er recht behalten.

». . . . Nichts scheint mir kunstfremder als diese Klassifizierung, die ich für meine Person mir ganz einfach nicht gefallen lasse. Was ich suche und immer wieder suche, das ist die Melodie. . . Es ist eine Arbeit, glauben Sie mir! Der Einfall ist da. Aber niemand, der unsere Lieder pfeift, macht sich wohl eine Vorstellung von der unendlichen Mühe, die der Weg vom Einfall zum fertigen Werk verschlingt.«

Frau Lehar dagegen, die Gattin des Künstlers, weiß über diese Mühe einiges zu sagen. . . Von Tagen, die er unrasiert und ohne Mahlzeiten am Schreibtisch und Klavier verbringt. Wenn von diesen Dingen die Rede ist, lächelt Lehar: »Ja, manchmal tut's mir um jede Sekunde leid, die ich versäumen könnte.«

Und was ich erst seit dem Lehar-Jubiläum zu tun hab! Ein Vollbart ist mir gewachsen.

Neue und alte Instrumente

— — Es ist wie bei Raimund: die Jugend huscht herein, strahlend und mitleidlos. Auf quäkenden Saxophonen, von schnurrenden und knurrenden Tonfilmplatten singt sie einer Welt das Scheidelied, die uns trotz allem — bei Offenbachs ewig glimmender Zigarre und Johann Strauß' tanzendem Fiedelbogen sei's geschworen — teuer war. — — l. u.

Salten

der etwas gegen mich hat und gewohnt ist, es zwischen den Zeilen zu sagen, schützt Lehar gegen die »Neinsager«, gegen die »Schinderknechte«, deren Schimpf niemals imstande gewesen sei, »die Operette am üppigsten Blühen zu hindern«. Beweis:

Welch ein gesundes Leben aber in genialen Werken steckt, zeigt sich an den Operetten von Johann Strauß, von Millöcker, von Lecocq, ganz zu schweigen von Offenbach. Sie alle alle wurden, als sie erschienen, kritisch verhöhnt, verurteilt und erwürgt, und sie alle waren lange das Entzücken der Menschen, feiern alle jetzt triumphale Auferstehung oder harren des Abends, da sie auferstehen und triumphieren werden.

Ganz zu schweigen ist gut, besser wäre, ganz zu schweigen. Denn wem sagen Sie das? Aber Offenbach wird lange harren können, so lange, bis die »Vilja«-Musik aus den Ohren gebeutelt sein wird und die Manager des Geschäfts in der Presse nichts mehr zu sagen und nichts mehr zu schweigen haben. Später mache ich eine Lehar-Renaissance mit!

—

Ein Kenner

ist Hirschfeld, der in Lecocq

französisches Biedermeier, mit einem Vorklang der kommenden Cancan- und Jazzzeiten

erkennt und daß er

der begabteste und artigste Schüler Offenbachs war.

Also eigentlich eher ein Lehrer Offenbachs für den Cancan und Kalmans für den Jazz.

—

Man staunte

darüber, daß einst eine Operettenhandlung Sinn, Logik und dramatischen Verlauf hatte, daß ein Operettenlibretto geschrieben werden konnte, das nicht schwachsinnig war.

Heikel, von Schwachsinn zu reden. Der Paul Goldmann verwechselt alles. Schwachsinnig ist das Operettenlibretto, das Sinn und Logik anstrebt. Die Goldmann'sche ratio müßte diesen Hang gerade dem Plunder zuerkennen, der die Operettenbühne seit vier Jahrzehnten beherrscht, den Unsinn der alten Operette nur als solchen erkennen und ohne Gefühl für dessen tiefere logische Gesetzmäßigkeit ablehnen.

—

Das kann schön werden!

Als die letzte Neuheit 1930 wird die Oper, wie im ‚Neuen Wiener Journal‹ bereits mitgeteilt wurde, Heubergers »Opernball« zur Erstaufführung bringen und ich hoffe, daß dieses entzückende musikalische Werk dem Silvesterabend beschwingte Laune verleihen wird.

Verspricht Herr Clemens Krauß. Die die Oper beschwingt verlassenden Besucher werden also summen:

Kommen Siee ins Chambre separee
Zu dem süüßen Tetatee!

Lehar und die Sozialdemokratie

Der Musikkritiker des Zentralorgans der österreichischen Sozialdemokratie, bekanntlich einer der stärksten Männer seines Fachs, war berufen, Lehar wegen der Verdienste um das Proletariat zu feiern. Dieser hat nämlich »nicht nur Werke für die elegante Welt, für das ‚feine' bürgerliche Operettenpublikum geschrieben«, woher denn —

nein, er will für alle musizieren, er hat immer Sympathien für das Volk, das arbeitende, werktätige Volk, dem er durch seine Kunst Erholung, Entspannung, Unterhaltung bieten will.

Von der Seite sah ich's nie: was als kunstpolitisches Schmarotzertum an der Krupnikisierung der Kulturgenüsse, als lethargisches Vorliebnehmen mit dem bürgerlichen Pofel erschien, stellt sich als pure Sozialpolitik heraus. Die soziale Note unter denen, die Herr Lehar setzt, ist ja vom Fachmann sofort herauszuhören. Zudem findet er, wenn er dessen Bühnenwerke »betrachtet«, eine »ganz beträchtliche stilistische Entwicklung« der Operette. Und hier scheint ein ganz besonderes Verdienst vom proletarischen Standpunkt in Betracht zu kommen.

Er war der erste, der die Tanzoperette einführte, bei der fast jedem Lied oder Duett eine kurze Tanzszene der Solisten angeschlossen wird, zu der ein musikalischer Refrain gesetzt ist.

Sollte das nicht zur Entspannung des werktätigen Volkes, das zwar die Preise des Herrn Marischka nicht bezahlen könnte, aber von der Kunststelle hineingeschickt wird, hervorragend geeignet sein? Doch es gibt da noch ein Verdienst, das musikhistorisch zweifellos unbestreitbar ist.

Lehar war es ferner, der die musikalischen Typen der »großen Sänger« — des Tenors und der Sängerin — und die der »Komiker« — der Soubrette und ihres Partners — festlegte. Denn das hatte es bis dahin nicht gegeben, bei Offenbach, Hervé, Audran, Suppé, Strauß, Millöcker und allen Nachfolgern soll keine Soubrette und kein Komiker vorgekommen sein, weshalb auch die Geistinger und die Gallmeyer niemals mittun wollten und Kräfte wie Rott, Friese, Knaack, Matras, Blasel, Girardi etc. nicht recht aufkommen konnten, von den Tenorpartien gar nicht zu reden, die ein Albin Swoboda vermissen mußte. Der Fachmann, der in der »Lustigen Witwe« sofort das Soziale erkannt hat, muß freilich eine kleine Einschränkung machen:

Die Musik jedes Künstlers spiegelt die Zeit, in der er lebt. Kein Wunder, daß sich Auswüchse und Geschmacklosigkeiten der Inflation auch in Lehar-Operetten — besonders in ihren Texten — fühlbar machen.

Immer aber spüre man etwas Reines, Ehrliches in der Musik, denn Lehar sei einer, der am liebsten

allein den Melodien seines Herzens lauscht. Lehar möchte gern Unvergängliches schaffen.

Aber wie macht man das? Nichts einfacher.

Und so ist sein Wunsch, Offenbach gleich, als Krönung seines Lebenswerkes ein solches Werk zu schreiben. Vielleicht wird er es uns schenken, vielleicht bleibt ihm diese Erfüllung versagt.

Ein Drittes kann es kaum geben, und so wird der Fachmann jedenfalls richtig vorausgesagt haben. Schenkt jener es uns, so kann natürlich auch nie eine Zeit kommen, wo das Zentralorgan sagen würde, er sei verklungen und vertan. Denn erstens schafft er doch fürs Volk und zweitens singe ich ihn nicht. Sondern benehme mich im Gegenteil, sobald ich seine Melodien höre, wie sein Schoßhündchen Griffon.

—

Aus dem k. u. k. Reich der Träume

Franz Lehar zum Sechziger

Er hat uns den Glauben an die Melodie wiedergegeben, an ihren satten strahlenden Zauber, an die Träne, die ins Auge tritt, wenn seine leisen Liebeslieder schwirren.

Das Gold seiner Töne umrahmt manchen Operettenspaß. Aber der steigt, verklärt, ins Reich der Träume, wenn diese Geigen schluchzen und schmelzen. Aus süßem Holz quillt süßer Klang, leichthin schweben mild verzückt, zart umflort, auf sanften Kadenzen sich wiegend, die Liebesschwüre.

— — sie ruhen, innig geborgen, in Sinn und Seele, sie stehen als »unnennbar stiller Himmel« ewig im Gemüte.

— — Lächelnd sah er ihnen nach, den kleinen, feinen, weinenden Kanzonetten und Arietten, wie sie auf Elfenflügeln dahinschwebten.

Wie er aufblickt, hebt das letzte Lied des deutschen Singspiels die Schwingen. Traummusik, die das Handwerk überwunden hat. Wie Blütenregen sprüht aus ihr Rausch der Schönheit, perlende Kaskade blankblitzenden Gesangs.

— — Mensch und Musiker hatten ihre Höhe, als in Friederikens Abschiedslied über sanft treibenden Wogen des Wohllauts Schubert-Sonne erstrahlte, als Volksliedzauber Kreise der Schwermut zog, als es blühte und blinkte im Silbertropfenfall klingender Sehnsucht.

— — In stiller Nacht, wenn Frauen milder lächeln — —

Ludwig Ullmann.

Dann steigt also die Erinnerung an »Njegusch, Keliebter, komm cher!«, und neuestens die Reïnkarnation Goethes in Beda, verklärt, ins Reich der Träume. Unsereinem ist der graue Alltag verödet, seitdem ihn diese ärarische Musik erfüllt, mit der uns die Vorstellung von Infanteriekaserne, »Bosnien und die Herzegowina«, Feschak und Schönpflug indivisibiliter ac inseparabiliter verknüpft bleibt.

—

Vision von ebenda

Budapest, 3. April

Der 35jährige Privatbeamte und ehemalige Reserveoberleutnant Ludwig Lichtenstein jun. wollte seinem Leben dadurch ein Ende setzen, daß er versuchte, sich mit einem Hammer zu erschlagen. In schwer verletztem Zustand wurde er ins Spital gebracht.

Als er wieder zum Bewußtsein gelangt war, teilte er über die Beweggründe seines Selbstmordes folgendes mit: »Ich bin ein Opfer des Krieges. Ich bin im Kriege freiwillig eingerückt und war 36 Monate lang ununterbrochen an der Front. An der Piave wurde mir befohlen, eine Munitionskolonne über den Fluß zu führen. Wir schlugen eine Pontonbrücke, welche die Italiener unter Trommelfeuer hielten. 28 meiner Kameraden fielen. Nur ich und ein Kutscher blieben am Leben. Von dieser Stunde ab quält mich die Erinnerung an diesen schauer-

lichen Anblick. Um diese gräßlichen Visionen zu verscheuchen, wurde ich zum Trinker, und als auch der Rausch nichts mehr half, wollte ich mir mit dem Hammer diese schrecklichen Visionen aus dem Kopf schlagen.«

Großkampftage

Vor sechzehn Sommern brachen sie an. Die grausige Fülle, unvorstellbar selbst damals, hat dem Gedenken den Ausdruck hinterlassen. Und diese Verwendung ermöglicht:

Mein »Veilchen« im Theater an der Wien.
Von
Emmerich Kalman.

In Ischl sind jetzt »Großkampftage«. So nennen wir die Tage, an denen Komponisten und Librettisten mit Verlegern und Theaterdirektoren Abschlüsse für die kommende Saison machen. So habe ich vor drei Tagen mit den Herren Alfred und Fritz Rotter — —

Oder auch so:

Ischler Großkampftage.
Sensationelle Umgruppierung der Lehar-Kalman-Librettisten.
Von
Retlaw.

— — Aus der Kampfstimmung heraus entstand eine neue Librettistenfirma: Alfred Grünwald und Fritz Beda — — Doch Julius Brammer ließ diese Tat nicht ungesühnt. — — Und schon flüstert man unter den alten Bäumen der Esplanade, daß Alfred Grünwald und Beda — — Auf der Esplanade und beim Zauner werden die neuen Meldungen vom Librettistenkriegsschauplatz registriert — — Die bekanntesten Verleger, Eirich, Marton, Pfeffer sind jetzt im Esplanadencafé erschienen. Sie studieren die verworrene Marktlage — —

Also scheint wie damals Merkur der Gott des Krieges zu sein.

Generalstabsbericht

Erhebende Siegesnachrichten von der Operettenfront in der Linken Wienzeile: Waffenstillstand und Verbrüderung zwischen Kalman und Marischka, zurückerobertes Gebiet durch drei neue Operetten dauernd gesichert — — L. Hfd.

Literarischer Ehrgeiz

— — Dieser bescheidene, liebenswürdige Schriftsteller (Grünwald) hat den krankhaften Ehrgeiz, nicht nur Serienerfolge mit vielstelligen Ziffern zu verzeichnen, sondern auch literarisch ernst genommen zu werden. Auf diese Ambition ist sein mit Alexander Engel unternommener Ausflug ins Akademietheater zurückzuführen — —

—

Eine Bearbeitung des »Timon«

— — Nun hat der Dramatiker Rudolf Lauckner das Werk neu übersetzt und neu geordnet. — — In stetig steigender Linie führt Lauckner das Drama zum bittren Schluß und läßt es mit dem Tode Timons enden. — —

Er läßt!

—

»Pariser Leben«

Hans Müller schreibt den ersten Reinhardt-Tonfilm.

Hans Müller, der seinerzeit bei den Filmen »Die Flamme« und »Liebeswalzer« als Filmautor hervorgetreten ist, wurde als Mitarbeiter für das Drehbuch des ersten Reinhardt-Tonfilms »Pariser Leben« verpflichtet. Das französische Manuskript stammt von Alfred Savoir.

Und von wem ist die Musik?

—

Angeregt

Reinhardt inszeniert »Die Prinzessin von Trapezunt«.

Max Reinhardt hat sich, wie uns aus Berlin berichtet wird, angeregt durch den alle Erwartungen übersteigenden künstlerischen und finanziellen Erfolg der neubearbeiteten »Fledermaus«, entschlossen, eine halb verschollene Operette Offenbachs, »Die Prinzessin von Trapezunt«, bearbeiten zu lassen und in der nächsten Saison erst im Deutschen Theater, hierauf wahrscheinlich auch in Wien zur Aufführung zu bringen.

Wiewohl es eine der berühmtesten Operetten Offenbachs ist, die da Herr Reinhardt glaubt bearbeiten lassen zu müssen, hat er tatsächlich der Anregung bedurft, aber ich weiß schon durch wen.

—

Der Entdecker und Erwecker

— — Läßt man Revue passieren, wen er fand oder wen er vervollkommnete (denn mit seiner Entdecker- hält seine Erweckerkraft gleichen Schritt), dann ist es eine Heerschau der Einmaligkeit: die Eysoldt, die Sorma, die Höflich, die Heims — — Werner Krauß. Und wie viele habe ich verschwiegen!

Zum Beispiel die Wolter, die Schröder, die Adamberger. Jedenfalls ist es gut, wenn man auf das Schaffen des Herrn Reinhardt zurückblickt, Revue passieren zu lassen, nämlich die von Unruh.

—

Aufgewachsen bei Angelus Silesius

Er ist das, was er will — als er mich vor Jahren zu sich nahm und ich ihm zum erstenmal in aller Nähe zuschauen durfte, da fiel mir in meiner bestürzten Bewunderung ein Spruch des A. Silesius ein, der für ihn festgeprägt in mir geblieben ist:

Er ist ein Wunderding; er ist das, was er will,
Und will das, was er ist, ohn' alles Maß und Ziel.

Karlheinz Martin.

Von A. Silesius. Ausgerechnet jenem bei jenem.

—

Woran sie arbeiten

Franz Lehar.

Woran ich jetzt arbeite? . . . Ich warte noch immer auf das Buch der Bücher!

Ernst Lissauer.

Ich mache die Proben meines Dramas »Luther und Thomas Münzer« mit, das von Ende Juni an im Rahmen der Augsburger Festwochen zum vierhundertjährigen Jubiläum der Augsburgischen Konfession gespielt wird, und gehe dann an den Starnberger See.

Man erfährt also in einem, wo er den Sommer verbringt. Was die Augsburger Konfession betrifft, so hätte sie es mithin weit gebracht, aber was ist das gegen Lehar, der offenbar die katholische Bibel zu komponieren vorhat.

—

Wie sie ihren Sommer verbringen

Herr Höbling, den zunächst Helgoland lockt:

Dort will ich allen Lastern frönen,
Hummern vertilgen bis zum Stöhnen,
Ein Röllchen gold'ner Mark erraffen
Und dann mir stolz die Welt begaffen . . .
Marseille, Nice, Juan le Pins —
Nun halt! — Hier glühen Frau'n und Wein . . .

Ein Sängersmann:

Schon immer als echter Tiroler ich fahr'
Zur Erholung ins herrliche Zillertal
Dort wohn' ich einsam in einem Bauernstübel,
Mit Frau und Kindern — auch nicht übel.

Da drunten von allem Getriebe fern,
Ich die Oper vermisse recht gern,
Da wird weder gesungen noch musiziert,
Nur aufgepaßt, daß meine Frau beim Rummy verliert.

Er meint das Gegenteil. Eine Sängerin:

Sie fragen, wo ich den Sommer hin will,
Ich antwort' mit froher Gebärde,
Die Dolomiten sind heuer mein Ziel,
Nicht wahr, ein schönes Stück Erde?

Was tut sie dort? Ausspannen:

Will gar nichts wissen von Spiel und Gesang,
Auch meiden jeglichen Triller,
Und lieber lesen den ganzen Tag lang,
Vertieft in Goethe und Schiller.

Nicht nötig. Einer, der in der Staatsoper den Dirigentenstab führt (dieser Humor wird zumeist aus Steuergeldern bestritten):

Wie alljährlich werde ich — — procul negotiis musicalibus radelnd, schwimmend, bergsteigend — — Anzug: Lederhose und Bauernjanker, Frack und Smoking verpönt.

Recht hat er. Reimers junior fällt nicht weit vom Stamm:

— — Wyk auf Föhr — —

Trebitsch jedoch, der Romancier:

Den diesjährigen Sommer muß ich, dem Drängen des Arztes nachgebend, in Karlsbad und Gastein verbringen.

Habe nichts dagegen.

—

Definition

— — Ischl ist Wien im Grünen, feingespritzt mit Budapest, das im Juli und August zwischen Zauner und Esplanadencafé immer noch in Personalunion mit Österreich lebt. — —

Stimmt!

Es gibt Bücher, die nur ein Journalist geschrieben haben kann, einer von denen, die sozusagen täglich der Weltgeschichte und den Lokalereignissen den Puls fühlen, zugleich aber auch die Fähigkeiten besitzen, die Dinge, die geschehen, nicht nur zu registrieren, sondern auch ihre Zusammenhänge aufzudecken und Kritik moralischer und ethischer Natur zu üben. Manchmal nimmt sich ein großer Dichter solch eine kleine, unscheinbare Lokalnotiz vor, an der Hunderttausend vorbeilesen, ohne etwas Besonderes an dem Geschehen zu finden. — —

Hierzulande

— — Die Verleihung des Goethepreises ist die erste offizielle Ehrung, die Siegmund Freud in Deutschland zuteil wird. Gewiß: ein Mann wie Siegmund Freud hat es nicht nötig, daß seiner offiziell gedacht wird, aber für Deutschland ist es beschämend, daß er siebzig Jahre alt werden mußte, ehe man ihn einer solchen Ehrung für würdig hielt. Von Österreich gar nicht zu reden; bedeutende Männer werden hierzulande meistens als unbequem empfunden.

Da hat die Arbeiter-Zeitung recht, denn sie wird zum Beispiel nicht bestreiten können, daß sie mich zu jenen gezählt hat.

Das is aber ja wahr

— — Beweist es nur in eurer Praxis allen freien Bürgern, allen geistigen Menschen in diesem Lande, daß die geistige Freiheit keinen andern Beschützer, keinen andern Bürgen hat als die Sozialdemokratie! — —

Die Unvergeßlichen

— — Es soll nicht vergessen werden, daß Martin in der kurzen Frist seiner Direktionsführung die Volksbühne, die ein verschlafenes Provinztheater war, zu einem lebendigen und interessanten Schauspielhause gemacht hat. — — Peppler, sonst ein ausgezeichneter Schauspieler — —

Goldmanns Gattin und Stellvertreterin meint da sicher ein Werk, das sie nicht nennen darf.

Wegen der Maske!

(Emil Jannings bei Bundeskanzler Dr. Schober.) Emil Jannings hat gleich in den ersten Tagen seiner Anwesenheit in Wien den Wunsch geäußert, dem Bundeskanzler Dr. Schober seine Aufwartung machen zu dürfen. Der Bundeskanzler ist diesem Wunsche mit der größten Bereitwilligkeit nachgekommen und hat gestern mittags um 12 Uhr den Künstler in den Amtsräumen auf dem Ballhausplatz in ungemein liebenswürdiger Weise empfangen. In angeregtem Gespräche, bei dem indes die Frage des Burgtheaterengagements von Jannings nicht berührt wurde, führte der Kanzler den berühmten Schauspieler durch die historischen Räumlichkeiren des Gebäudes, worauf um halb 1 Uhr der Abschied unter den besten Wünschen Dr. Schobers für die weiteren künstlerischen Erfolge des Gastes erfolgte. In der Begleitung von Jannings befand sich der Direktor des Deutschen Volkstheaters Dr. Beer.

Wem gilt also die Reklamenotiz? Offenbar ließ Herrn Jannings der Erfolg Pepplers nicht schlafen. Oder es hat ihn Herr Schober mit diesem verwechselt, wenn nämlich die folgende Version richtig ist:

Gestern vormittag wurde Jannings vom Bundeskanzler Dr. Schober empfangen, der den Wunsch geäußert hatte, den Künstler persönlich kennenzulernen. Jannings, der in Begleitung Direktor Dr. Beers — — sehr herzlich begrüßt und durch alle Räume des Bundeskanzleramtes geleitet. Der Künstler interessierte sich sehr für die historischen Räume, in denen Metternich amtiert hatte, und besichtigte auch den berühmten Kongreßsaal, durch dessen fünf Türen einst fünf Kaiser zu gleicher Zeit den Raum betreten hatten.

Wie anders heute. Aber vielleicht sind sie einander auf diesem Wege halb entgegengekommen. Ich werde wieder einmal sterben und es nicht erfahren . . . (Meine Sorgen möcht ich haben.)

—

Eine gewisse Ähnlichkeit zwischen mir und Franz Joseph

immer schon durch das Moment der unermüdlichen Arbeit gegeben, stellt sich durch die jetzt veröffentlichten Briefe deutlicher heraus. Nicht gerade wegen der Mißbilligung Goethes und Shakespeares (»wir haben bessere Sachen und Leute zu feiern«); aber eine gewisse lebendige Fähigkeit, zu sehen und zu formulieren, scheint ihm, bevor er, gleich mir, zum Symbol allen Stillstands wurde, in der Tat geeignet zu haben. Er schrickt hin und wieder — für

Napoleon III. — vor der Bezeichnung »Schuft« nicht zurück und seine Betrachtung der politischen Dinge findet den Ausdruck:

Aber eine solche Niederträchtigkeit einer- und Feigheit andererseits, wie sie jetzt die Welt regiert, ist doch noch nie dagewesen; man fragt sich manchmal, ob alles, was geschieht, wirklich wahr ist. Ich verliere aber den Mut nicht und hoffe auf eine bessere Zukunft.

Der Unterschied ist, daß ich diesen Optimismus — der wieder mehr auf eine Ähnlichkeit mit Schober weisen würde — nicht teile, und ferner: daß ich den Zweifel an der Unwahrscheinlichkeit des Wirklichen eben vor der franzjosephinischen Welt und ihrer unseligen Hinterlassenschaft empfinde.

—

Republik

Lippowitz läßt den Friseur Franz Josephs interviewen und »das Geheimnis des Kaiserbartes« erzählen.

Dieser »Kaiserbart« verdankt aber, was wohl die wenigsten Leute wissen, seine Entstehung einem Zufall oder, fast möchte man sagen, einer Schlamperei.

Das hatte ich mir schon immer gedacht. Bei Kriegsausbruch fragte jenen der Thronfolger:

»Wer wird nun den Kaiser rasieren?« Ich entgegnete, daß ich das nicht wüßte und meiner Pflicht als Soldat nachkommen werde.

Da gab's keine Würstel und keine Extrawurst. Der Brave meldete sich beim Kaiser ab und fuhr sofort zu seinem Regiment.

Dort fand sich aber eine Depesche vor, in der mir der Auftrag zuteil wurde, weiter den Kaiser zu behandeln und nach meiner Arbeit in der Kaserne Dienst zu machen.

Wertvoller als alles Honorar sind ihm die Erinnerungen, am wertvollsten das Rasiermesser und die Schere, die er verwendet hat. Schon oft wollten ihm Amerikaner diese um viele Dollars abkaufen, er gibt sie aber nicht her. Dieser pietätvolle Zug findet seinesgleichen höchstens in der vom Friseur Franz Josephs gleichfalls bekundeten Tatsache, daß sich auch ein Bundespräsident von ihm bedienen ließ.

Und noch jetzt kommt Dr. Hainisch oft zu mir in das Geschäft.

Er hat nicht nur durch die Bella, die er andere führen ließ, an die Tradition angeknüpft, sondern sich auch sofort an den Friseur Franz Josephs gehalten, von dem er sich bei wesentlich anderer Barttracht doch etwas Salbung erhoffen konnte. Aber

auch das jetzige österreichische Staatsoberhaupt

wird von ihm behandelt. Denn er hat das Geheimnis. Der Hinweis jedoch, er habe »das Glück, die Staatsmänner des neuen Österreich zu seinen Kunden zu zählen«, läßt darauf schließen, daß in seinem Laden ein großes Gedränge herrscht. Speziell ein Kunde, heißt es, nimmt immer wieder Platz, und wenn der Friseur ruft: »Der nächste Herr!« — so ist es derselbe.

—

Das lustige Land

Wie ich Kaiser Franz Joseph zum Lachen brachte.

Von

Marie Schleinzer-Hortenau, ehemalige erste Mimikerin der Wiener Hofoper.

— — Der Höhepunkt kam aber erst. Er wurde erreicht, als Kaiser Franz Joseph zu einer Aufführung erschien. Ich setzte mein ganzes Können ein, zog alle Register von Gefühlen auf — — In der Szene, in der auch ein armes Bauernmädchen mit einem in zwei Teile gebrochenen Herzen den Amor um seine Hilfe bittet, er als Schlosserlehrling das Herz beim Ambos zusammenflickt und heimlich den Austausch mit einem ganzen Herzen besorgt, entschlüpfte ein leiser Schrei Amors Mund, da ihm statt des Herzens — ein kleines Gummimulattenbübchen in Schwimmhöschen aus der Hand glitt und zur Rampe, vor des Kaisers Loge, kollerte. Wäre ich nicht in so feierlicher Stimmung gewesen, ein Lachkrampf hätte mich befallen. Beobachter erzählten mir nachher, wie herzlich der Kaiser gelacht habe, als der Amor dem Bauerndirndl das »Mandlstehauf« ins Mieder hineinpreßte, auf daß es geheilt und selig davontanze.

Am nächsten Tage begegnete ich Alexander Girardi — — »Aber jetzt sag'n S' mir nur, was hab'n S' denn dem armen Hascherl in' Busen g'stopft? Dös hat doch ausg'schaut wiar a Mißgeburt!« Als Girardi erfuhr, daß es ein schlechter Witz einer boshaften Kollegin gewesen war, über den ich mich sehr geärgert hätte, weil doch gerade der Kaiser im Theater gewesen sei, fing er so zu lachen an, daß die Passanten, die Girardi und mich erkannt hatten, uns umringten und ohne zu wissen, um was es sich handelte, ebenso herzlich mitlachten.

Von Girardi wundert mich das.

—

Le roi s'ennuie

Aus den Briefen Franz Josephs an seine Mutter:

»— — Und jetzt sitzen die Brüder mit Georg (von Sachsen) seit ½ 7 Uhr in Torquato Tasso, was zur 100jährigen Feier des Altvaters Goethe glorreichen Angedenkens gegeben wird. Diese unnütze Feier hätten wir uns hier wohl schenken können, wir haben bessere Sachen und Leute zu feiern. Das Stück freut Georg sehr, auf mich wirkt es ungeheuer ennuyierend. Ich werde nur einen Augenblick wegen Georg hinfahren, weshalb ich jetzt schließen muß.«

»— — Gestern war ich mit Sisi (Elisabeth) im »Sommernachtstraum« von Shakespeare im Burgtheater. Es war ziemlich langweilig und ungeheuer dumm. Nur Beckmann mit einem Eselskopf ist amüsant. — —«

—

Erinnerungen

Es gibt wohl keine Begebenheit aus dem gesellschaftlichen Leben und Treiben der Monarchie, die im Neuen Wiener Journal nicht schon ihre Erinnerung gefunden hätte. Sechs hatte noch Gabor Steiner nachzutragen, und zwar unter dem Titel »Wie Graf Badeni jüdeln konnte«, der sich aber nur auf die erste bezog, nicht etwa auf die, wie Erzherzog Karl Franz Josef einmal in »Venedig in Wien« von einem Kellner, der gerade »Fangerln« spielte, beinahe umgeworfen worden wäre. Auch nicht auf die folgenden, deren Beginn jedesmal eine starke Spannung erzeugt:

Vor vielen Jahren reiste ich einmal nach Paris und machte im Schlafwagen die Bekanntschaft eines sehr eleganten und schönen Mannes, der sich sehr für das Theater interessierte. In Avricourt, an der Grenze, mußten wir aussteigen, um die Zollrevision vornehmen zu lassen und unsere Visitenkarten abzugeben. Pässe waren damals unnötig. Ich kam im Gespräch mit meiner Reisebekanntschaft zum Zollschranken; mein Begleiter gab seine Karte ab, ich die meine. Der Zollbeamte salutierte und die Revision unterblieb, auch für mich. Wir bestiegen wieder den Zug. Mein Reisegefährte war Graf Khevenhüller, Kurier der österreichisch-ungarischen Botschaft in Paris, und der Zollbeamte hielt mich wahrscheinlich für einen Angehörigen der Gesandtschaft, den er nicht zu behelligen wagte.

Fertig. Das ist aber noch gar nichts.

wurde durchgeführt. Ich habe aber leider keinen Bogen mehr um ihn ~~weiter~~ beizulegen. (Da die Auflage schon beim Buchbinder ist.)

Zum Nachts-Vergleich

In der Theater- und Musikausstellung arrangierten wir zum Geburtstag Kaiser Franz Josephs ein dreitägiges Fest. In der Avenue waren Zelte aufgeschlagen, in welchen Fähnchen, Medaillen und andere Erinnerungszeichen von den Damen des Komitees feilgeboten wurden. Ein großes Zelt war für die Fürstin Pauline Metternich reserviert, die mich zu ihrem Kavalier wählte. Unermüdlich mit lauter Stimme rief sie alle Vorübergehenden an und schilderte ihre Waren in den schönsten Farben. Wenn ein Bürgerlicher 50 Kreuzer bezahlte, bedankte sie sich freundlichst, aber wenn einer ihrer Bekannten einen Gulden hinlegte, sagte sie: »Hör'n S', sind Sie ein Schmutzian«, oder: »Na, bist du so stier, scham di« usw. Am dritten Tag gab es nur mehr Überreste, die sie nach Art der Marktweiber ausbot. König Ferdinand von Bulgarien wollte das Ausstellungstheater besuchen, es war kein Platz frei, der König, sehr indigniert, drehte mir, als ich mein Bedauern ausdrückte, den Rücken zu. Als ich der Fürstin Metternich davon Mitteilung machte, sagte sie: »Der Ferdinand soll sich nicht so aufblasen«.

Besser als die Geistigkeit der monarchistischen Gesellschaft durch diese Stilleben, wird die der republikanischen durch das Bedürfnis ihrer Betrachtung gekennzeichnet. Der sich auf sich selbst besinnende Österreicher dürfte eben noch imstande sein, einer Aufführung von Saßmanns »Metternich« beizuwohnen, aber wenn um zehn Uhr auch diese Leistung beendet ist, die Uhr, die es ihm anzeigt, in den Mund nehmen.

—

Es scheint mir ganz überflüssig

bei dieser Gelegenheit neuerlich hervorzuheben, daß Willi Thallers Kaiser Franz eine der prachtvollsten Gestalten dieses großen Menschendarstellers ist, daß Raoul Aslans Metternich den geistigen Inhalt seiner Rolle sich so zu eigen gemacht hat, daß es den Anschein hat, als »spiele« er überhaupt nicht mehr, daß Heines Talleyrand, Herterichs Bubna, Treßlers Karl, Mosers Zinzendorf, Sieberts Marschall, die Kaiserin der Ebba Johannsen, die Mutter der Kallina, der österreichische Kürassier Hubers, Hitzingers Radetzky, Maierhofers russischer Gesandter Menschen von Fleisch und Blut und keine »Rollen« mehr sind —

Warum also doch?

—

Die Bekehrung Saßmanns
oder
Kulturhistoriker untereinander

Die Entwicklung der österreichischen Sozialdemokratie — für alle Zeiten darstellbar in dem furchtbaren Symbol jener siegreichen Piave-Offensive, bei der die Soldaten in dem Wein ertranken, den sie erbeutet hatten — sie hat es mit sich gebracht, daß der Partei auf dem Höhepunkt der erreichten Macht von den Bekessy, Lippowitz, Schober das Rückgrat gebrochen wurde. Aber eigentlich hätte es Herr Saßmann allein vermocht:

— — Ich selbst gehörte bis zum Jahre 1925 der sozialdemokratischen Partei an, ich selbst ertappte mich eines Tages auf solchen Gedankengängen und mich selbst befiel bei den Klängen eines altösterreichischen Marsches, den die Kapelle des republikanischen Schutzbundes von Klosterneuburg spielte, die erwähnte Sehnsucht nach der Vergangenheit Alt-Österreichs, die mein lieber Freund Egon Friedell, der diesen Vorgängen als Zuschauer beiwohnte, mit den Worten verstärkte: »Warum etwas Halbes nehmen, wenn man das Ganze haben kann?« Da ich ein Mann der raschen Entschlüsse bin, trat ich am gleichen Tage aus der sozialdemokratischen Partei Österreichs aus und entschloß mich zur dramatischen Gestaltung jenes Teils der österreichischen Geschichte, die den Geist Alt-Österreichs im Kampfe mit der Weltrevolution zeigt. Und so begann ich — es war im Jahre 1926 — den Entwurf zu meiner »Österreichischen Trilogie«, deren erster Teil mein Schauspiel »Metternich« ist.

So also ist er entstanden, in Klosterneuburg war's, als der republikanische Schutzbund einen altösterreichischen Marsch spielte. Bekennt Saßmann, und Friedell, ein Kulturhistoriker, der in Klosterneuburg nie was Halbes nimmt, wenn man das Ganze haben kann, scheint ihn darin bestärkt zu haben. Das hat der republikanische Schutzbund davon, wenn er die erwähnte Sehnsucht nach der Vergangenheit Alt-Österreichs durch seine Klänge fördert. Mehr als das:

— — Ich kenne politisch organisierte Sozialdemokraten, die im Burgtheater waren, um sich den »Metternich« anzusehen und von Aslan ein Autogramm zu bekommen.

Das ist noch gar nichts. Ich kenne solche, die bei Leopoldi mittun, der aber kein katholischer Feiertag ist.

—

Es geht vorwärts

Renaissance der Militärmusik.

Das gesunde Volksempfinden setzt sich gegenüber politischer Verhetzung durch.

Wir haben wieder eine Wehrmacht. Nicht nur die Uniform, auch die gute alte Regimentsmusik setzt sich langsam wieder durch. Man menge sich nur einmal unter die Zuhörer während der Gratiskonzerte bei der »Burgmusik« und betrachte sie näher. Mühelos wird man die lieben, vertrauten Gestalten wiedererkennen, die einst Fritz Schönpflug in seinen unvergänglichen Karikaturen festgehalten hat: Menschen mit unbefangenem Gemüt, die sich der ihnen dargebotenen Klänge erfreuen, sich sogar durch das Schauspiel der Wacheablösung imponieren lassen und nur dann ins Gegenteil umkippen, wenn die Stimme der Volksverführer ihnen ins Ohr flüstert: »Du mußt dagegen sein, du darfst dich nicht an dem ergötzen, was dich freut.« — —

Es geht langsam mit uns vorwärts, die Rückkehr zur Vernunft und zur gesunden wirtschaftlichen Anschauung geht scheinbar endlose Wege. Aber wenn wir wieder nach Symptomen des wiedererwachten Volksempfindens bodenständiger Art suchen, so ist doch die Militärmusik und ihre bekehrten Liebhaber eines der sichersten Zeichen dafür, daß der Ausgleich der Gemüter in sicherem Anmarsch ist. Daß Musik ein Nervenheilmittel ist, hat nicht nur künstlerischer Enthusiasmus einbekannt, sondern auch ein Ausspruch Wagner-Jaureggs zum Ausdruck gebracht. — —

—

Verhatschtes Füßeln

Vorhalt an Herrn Schober:

— — Sich an den Tisch der Demokratie setzen, und unter dem Tisch mit den Faszisten füßeln, das geht auf die Dauer nicht.

Schon aus dem Grunde nicht, weil am Tisch der Demokratie keine Faszisten zu sitzen pflegen. Es ginge nur, wenn sie unter dem Tisch versteckt wären, was ja irgendwie seine Richtigkeit hat, aber doch wieder nicht das richtige Füßeln ergäbe. Hätten es die Faszisten zu einem Platz am Tisch der Demokratie gebracht, dann dürfte sie gegen das Füßeln nichts mehr einwenden. Ihr Publizist — der Deutsch heißt — wollte sagen, es gehe auf die Dauer nicht, sich an den Tisch der Demokratie zu setzen und mit den Faszisten am Nebentisch zu kokettieren — eine Metapher, die Schobers Treublick durchaus angestanden hätte.

—

Wie?

— — Einer der bekanntesten Wiener Musikschriftsteller, dem die einschlägige Literatur grundlegende Werke verdankt, hat sich kürzlich darüber beklagt, daß er zufrieden sei, wenn er seinen Lebensbedarf für eine Woche im voraus gedeckt habe. — —

—

Das geringere Übel

— — Die Nachricht von dem angeblichen Brand verbreitete sich in der ganzen Stadt wie ein Lauffeuer.

(Und außerdem steht es schon in den »Letzten Tagen der Menschheit«, S. 236.)

—

Die Tücke des Objekts

Kein tragisches Unheil könnte es geben, dessen Bote, der Analphabet in Druckerschwärze, am Ausgang nicht für Heiterkeit sorgte. Den Bericht über die Flugzeugkatastrophe bei Iglau und den Flammentod so vieler Menschen schließt er in der Neuen Freien Presse wie folgt:

— — Eine Tücke des Objekts ist es, daß das Gepäck der Reisenden vollkommen unversehrt geblieben ist.

Produkt einer Phrasenverknotung wie im Gehirn Wackers, der das ganz gut sagen könnte, wenn er »Hohn des Schicksals« meinte. Natürlich spielt auch die Vorstellung des Gepäcks als eines »Objekts« hinein. Und diese Imbezillen messen der Phantasie des Publikums die tägliche Ration zu.

—

Das eitle Land

Österreichs Luftverkehr — der sicherste.

— — Was aber noch erfreulicher ist und aus der Statistik des abgelaufenen Flugjahres bewiesen wird: man reist per Flugzeug nicht nur am schnellsten, sondern auch am sichersten nach Wien und Österreich!

Die Sicherheit beginnt also schon im Ausland.

— — Ja, Wien ist derzeit als der internationalste Flughafen der Welt anzusehen, da es von nicht weniger als neun Nationen im regelmäßigen Verkehr angeflogen wird: Die Tschechoslowakei, Deutschland, England, Frankreich, Italien, Jugoslawien, Polen, Schweiz und Ungarn haben Fluglinien eingerichtet, die teils über Wien führen, teils Wien zum Ausgangs- und Endpunkt haben. — —

Somit wird auch in allen diesen Staaten am sichersten geflogen; denn sie alle fliegen ja auf Wien. Es kann einem auch in Deutschland und Frankreich nix gschehn, wenn der Flug nach Österreich geht. (Die Katastrophen österreichischer Flugzeuge zwischen Innsbruck und Zürich ereigneten sich eben nach dem Austritt aus Österreich.) Doch unser Luftverkehr bietet noch weitere Bequemlichkeiten:

Die interessanteste neue Strecke wird zweifellos die Wien berührende London—Indien-Strecke sein, die einmal in der Woche eine Verbindung mit Athen, Kairo, Bagdad, Bushir, Karachi und Delhi herstellen und es ermöglichen wird, daß man in Indien die Londoner Zeitungen nicht erst nach drei Wochen, sondern schon nach sechs Tagen zu kaufen bekommen wird.

Weil's über Wien geht. Das macht die geographische Lage, die jetzt entdeckt und allenthalben als einer der Hauptvorzüge gerühmt wird. Interessant wäre nur noch, ob unmittelbar nach dem Überfliegen der österreichischen Grenze Handtücher und Klosettpapier verschwinden. Eisenbahnfahrten nach Österreich bieten auch noch diese Sicherheit.

—

Wie Staatsmänner reisen

erzählt einer der Vossischen, die in Berlin zwar die Rolle hat, die bei uns die Frau Blaschke spielt, aber es dürfte ausnahmsweise wahr sein:

Ein Staatsmann — um es gleich zu sagen — tritt nicht einfach an den Schalter. — — Das Erforderliche ist — falls der Staatsmann außerordentlich in Amt und Würden steht — ein Salonwagen.

— — Der Reichspräsident zum Beispiel reist immer in dem gleichen. Auch Stresemann hatte seinen. Sogar der Schaffner, der in bewährter Weise durch den Gang schwirrt, ist meist derselbe. Er kennt die Gepflogenheiten der hohen Herren, weiß, wann sie das Bett gemacht und welches Fenster sie des nachts ein wenig geöffnet haben wollen. Auch ist ihm die Art und Weise bekannt, wie im Waschraum

die Utensilien zu stehen haben und welches für das erste Frühstück die Lieblingsecke im Salon ist.

Staatsmänner pflegen nicht in den Speisewagen zu gehen. Sie möchten nicht bewundert werden. Ihr Bedarf an Huldigung ist gedeckt. Im Salon serviert ihnen die Mitropa das Essen. Sie sind in punkto Beköstigung, ruchlosen Verdächtigungen zum Trotz, von erstaunlicher Bescheidenheit. Sie essen, was die Kelle gibt, und haben selten Extrawünsche. Herrn Hindenburgs Lieblingsmahlzeit ist Rinderbrust mit Brühkartoffeln. Und Stresemann, wenn das Kompott an die Reihe kam, hatte eine beglückende Vorliebe für simple Preißelbeeren. — —

Wen hat sie beglückt? Ein Berliner Schaffner würde auch in bewährterer Weise durch die Spalten schwirren als ein Berliner Schmock.

—

Was der Emil Ludwig zu tun hat und wie ihn nichts anficht

Kaum hat er über Briand Auskunft gegeben, ruft ihn Berthelot. Geschwind gibt er noch über Berthelot Auskunft. Das vollzieht sich so:

»— — Was für ein Gewicht hätte eine kurze Reise Briands nach Berlin für die französisch-deutsche Annäherung! Das wäre mehr wert, als zehn Unterhandlungen.«

So spricht Emil Ludwig. Aber Berthelot ruft ihn. »Berthelot«, sagt der Historiker, »ist einer der interessantesten Menschen Frankreichs . . .«

Die drei Punkte bedeuten, daß er gern noch was über Berthelot reden möcht, aber er kann nicht, weil er schon mit Berthelot redt. Was heißt Annäherung der Völker, der Emil Ludwig macht das alles auf einem Jour:

Ludwig geht von einem zum andern, widmet Bücher, man reißt sich um ihn. Er aber nimmt seinen Ruhm gelassen und korrekt und ein wenig erstaunt hin.

Ich nehme den Ruhm des Emil Ludwig ja auch ein wenig erstaunt hin, aber ich komme schon ein wenig aus dem Häuschen. Wenngleich dieses kein Palazzo am Luganosee ist.

—

Wie derselbe seine silberne Hochzeit feiert

Risotto-Essen mit Gerhart Hauptmann

Es kommt selten vor, daß die silberne Hochzeit eines Schriftstellers derart internationales Aufsehen erregt, wie es diesmal der Fall ist.

Die über ganz Europa verstreuten Freunde eilen von allen Seiten herbei.

Der Hochzeitstag Emil Ludwigs fällt auf den 20. April, also auf den Ostersonntag. Das Ehepaar Ludwig bewohnt bekanntlich ein Haus, das sich Ludwig vom Ertrage der Riesenauflagen seiner berühmten politischen Monographien in Locarno gekauft hat. — — Für seine silberne Hochzeitsfeier

(also eigentlich schon die goldene)

hat Emil Ludwig ein eigenes

Programm

ausgegeben und seinen Freunden zugeschickt.

Das Fest umfaßt mehrere Tage und beginnt Samstag mit einem festlichen Frühstück und einem Ausflug auf die Borromäischen Inseln.

Am Ostersonntag mittags findet das Hochzeitsbankett statt, anschließend ein »Tessiner-Abend«, zu dem das Ehepaar Ludwig seine Freunde geladen hat.

Montag folgt ein Kostümfest und den Abschluß bildet Dienstag mittags das im Hause Ludwig bereits berühmte Risotto-Essen, das auf der Piazza in Ascona veranstaltet wird.

Unter den zahlreichen Festgästen befinden sich

Gerhart Hauptmann und seine Frau,

Jakob Wassermann,

ferner der bekannte frühere Wiener Publizist Dr. Ludwig Bauer, der jetzt in Paris lebt, aber gleichfalls in der Nähe Emil Ludwigs in Lugano ein Haus besitzt.

Das Wasser läuft mir im Mund zusammen, zu einem Haus in Lugano hab ich's noch nicht gebracht, aber mein Lebtag ess' ich keinen Risotto mehr.

—

Flieg'n ma, Euer Gnaden?

lautet der Titel einer Glosse von B — r. Eine Villa in Lugano besitze ich nicht, aber der Witz gehört mir.

—

Interessant

Ludwig Hatvany war gestern wieder in Wien

— — Gestern hielt sich Hatvany auf der Durchreise wenige Stunden wieder in Wien auf. Er war im Hotel Meißl u. Schadn abgestiegen und hatte niemanden empfangen. — —

Ansonsten fuhr Hatvany nach Deutschland nur, um in Berlin mit dem Drei-Masken-Verlag über sein neues Verlagswerk zu verhandeln.

Hatvany hat ein 800 Seiten starkes Buch vollendet, die Fortsetzung des jüdischen Familienromanes »Bondy junior«, die den Helden nun schon in die nächste Gegenwart führt.

Hatvany, der seine Zeit hauptsächlich in Gesellschaft von Thomas Mann, Alfred Kerr und Erich Maria Remarque verbrachte, hat den Roman mit dem Drei-Masken-Verlag abgeschlossen.

Er ist mit seiner jungen Frau, einer Schwester des Wiener Bühnenverlegers Georg Marton, nach Budapest abgereist.

—

In Sensationslettern

Eine österreichische Schauspielerin nach Leipzig engagiert.

Schwer vorstellbar, wie es seinerzeit, sooft eine Eule nach Athen getragen wurde, gemeldet worden sein mag.

—

Ein deutscher Dichter

Jelusich, gestrandet, beschreibt in einem jüdischen Blatt die Rettung:

Wir wurden von den Bewohnern des Ortes außerordentlich hilfreich und entgegenkommend aufgenommen. Ich muß betonen, daß besonders die Familie des Hofrates Ertl, die in der Nähe der Unfallstelle ein Landhaus besitzt, sich in unbeschreiblich gastfreundlicher und zuvorkommender Weise verhielt und der ich auch an dieser Stelle meinen besonderen Dank ausspreche.

Wo immer man den Satz anpackt, unmöglich ans Land zu kommen.
Ratlos steht der Retter, der gleichfalls ein deutscher Dichter ist.

—

Anerkennung der Würdigung

— — So hat Schiller einen nicht unwesentlichen Bestandteil des geistigen Bildungsschatzes Bismarcks ausgemacht. Die sehr interessanten Ausführungen Klinenbergers fanden beim Publikum starken Anklang und wurden in der Berliner Presse sehr anerkennenswert gewürdigt.

—

Anschluß

Die Repräsentanten der deutschen Kultur in Nord und Süd fühlen sich durch das Bewußtsein, die deutsche Sprache nur unzulänglich zu beherrschen, auf Gedeih und Verderb und insbesondere auf diesen miteinander verbunden und zwar hauptsächlich gegen mich, der aufpaßt. Da aber die Österreicher und unter diesen wieder die totalen Analphabeten in der Journalistik führend und darum in Berlin gesucht sind, so weicht allmählich ein gewisses Festhalten an Regeln der Grammatik, wie es eine Zeitlang noch in Norddeutschland beobachtet wurde, dem Einfluß eines milderen Klimas, und die Übereinstimmung von Sinn und Ausdruck, auf die jeder französische Greißler Wert legt, wird dort nicht mehr als unerläßlich angesehen, wo zu einer Vielheit gebildeter Deutschen gesprochen wird. Beispiele lassen sich täglich wahrnehmen, das heißt, sooft in der Früh ein Abendblatt, mittags eine Nachtausgabe, abends das Morgenblatt und in der Nacht das Übermorgenblatt erscheint.

Sie nahm 20 Tabletten, zusammen 10 Gramm, eine Dosis, welche auch ihrem an Rauschgift gewöhnten Körper nicht gewachsen sein konnte.

Stellt das Berliner Tageblatt fest, wo schon fließend österreichisch geschrieben wird. Zweifelhaft, ob das journalistische Gift auf die Dauer der deutschen Sprache gewachsen sein wird.

—

Getändel in Berlin

Ujhelyi, dieser Mann mit dem unaussprechlichen Hunnen-Namen —

Wieso?

Aber als er einmal nach Neubabelsberg fahren wollte, saß er eine Stunde bei mir, um den schrecklichen deutschen Namen zu erlernen.

Alles nicht wahr. Höchstens:

Das war Meister Ujhelyi, vor jedem Lokal Halt machend, die ausgehängten Speisekarten umständlich studierend, nachdenklich goutierend: Eß ich heut' deutsch, ungarisch, amerikanisch?

Nun ja, wegen Unsittlichkeit muß man ihn deshalb nicht an Ungarn ausliefern lassen. Aber der Kulturprotest der Thomas

Mann u. s. w. sollte doch mehr der Tatsache gelten, daß es viele gibt, die heut' weder deutsch noch ungarisch noch amerikanisch essen können.

—

Pathos in Berlin

Berlin zum Tode von Arno Holz. Magistrat und Stadtverordnetenversammlung haben an die Gattin des vor kurzem verschiedenen Dichters Arno Holz das folgende Beileidschreiben gesandt: »Sehr verehrte gnädige Frau! Zu dem schweren Verluste, den Sie durch den Heimgang Ihres Gatten erlitten haben, sprechen wir Ihnen, zugleich im Namen des Magistrats und der Stadtverordnetenversammlung, unsere wärmste Anteilnahme aus. Wie der Name Arno Holz mit der deutschen Literatur und Dichtkunst als dem schöpferischen Wegweiser neuer deutscher Dichtung, dem kühnen Neuerer und Erneuerer der Lehre von der Poesie untrennbar verknüpft ist, so ist sein Schaffen auch aufs engste mit unserer Reichshauptstadt verbunden. In Berlin lebte, darbte und schuf Arno Holz die Werke, die seinen Tod überdauern werden. — —«

Man soll den Lokalpatriotismus nicht übertreiben, besonders in Zeiten, wo er durch die Affäre Sklarek hinreichend befriedigt ist.

—

Gut formuliert

So sehr sie auch hassen und verachten, so sehr sie auch höhnen und spotten konnten, die wilden Harts, sie konnten auch lieben: Brennend und heiß: Sie liebten Dostojewski, sie liebten den Magus aus dem Norden Henrik Ibsen, sie liebten den Grafen aus Rußland, Tolstoi, sie liebten Zola, den Franzosen. Und sie liebten den von Sorgen bedrängten Arno Holz — —

Von jedem also das Wesentliche, und besonders das vom Grafen aus Rußland ist von starker Schlagkraft. Ja, die Neue Freie Presse hats in sich.

—

Gut gegeben

Ein Feuerkopf und ein Feuergeist: das ist Julius Hart . . Zeit seines Lebens gewesen. Fort mit Paul Lindau, fort mit Spielhagen, fort mit Heyse: das war sein Kampfruf, war der Kampfruf seines Bruders Heinrich. Die beiden faßten ihre Zeitgenossen hart an, sagte ein witziger Berliner Literat. — —

—

Berliner Satire

findet oft den knappsten Ausdruck. Ich habe nachgedacht, was die dortige Sozialkritik, die daran Anstoß nimmt, daß ernste Männer, die doch Wichtigeres zu tun hätten, als korampublikoh zu streiten, einander zu verhohnepipeln und am Ende gar zum Kadi zu gehn, an Stelle solch unnützer und nur zeitvergeudender Polemik zu setzen hätte. »Anmerkung des Setzerlehrlings: Ei ei!« schien mir bisher die Formel für alles Boshafte. Auch: »Ha ha!« Nicht so sehr: »Hi hi«, weil dieses als die Chiffre eines bekannten Berliner Satirikers mißdeutet werden könnte. Nun habe ich gefunden, was ich nicht erfinden konnte:

Entweihter Wagner. Der Münchener ‚Völkische Beobachter', Hitlers Organ, meldet am 2. April: »Siegmund und Sieglinde — ein »jüdisches« Wälsungenpaar. In der gestrigen Aufführung der »Walküre« sangen der Jude Fischer den Siegmund und die Jüdin Mihacsek die Sieglinde. Also ein jüdisches Wälsungenpaar! Kurs Franckenstein.« — Hu hu!

Natürlich im Organ von Monty und Gesell. Die deutsche Kultur ist gewiß durch die Existenz des Hitler bezeichnet. Daß es noch immer Wälsungenpaare auf der Bühne gibt — selbst wenn sie von Ariern gesungen werden —, ist auch nicht von der Hand zu weisen. Aber das Stärkste an der unscheinbaren Notiz ist doch die satirische Zusammenfassung durch »Hu hu!«. Eigenartige Nation.

—

Aus Berlin-Nowawes

Artibus et literis
Gesellschaft für Geistes- und Naturwissenschaften
mit beschränkter Haftung.

—

Was dort sonst noch vorkommt

Anna Siemsen, Literarische Streifzüge durch die Entwicklung der europäischen Gesellschaft, Urania Verlagsgesellschaft, 2. Auflage, 1929, Seite 270:

»Aber auch in Deutschland haben wir seit Harden, Kerr und Karl Krauß eine ununterbrochene Reihe glänzender, scharfer und wieder zarter Reporter.«

Der erste war glänzend, der zweite hat eine scharfe Antwort und Abfuhr versprochen, der von der letzten Kategorie, an dem nur das ß scharf ist, kommt den Frauen, wenn sie auf literarische Streifzüge ausgehen, entgegen.

—

Ich wäre es nicht!

In einem savoyischen Bergdorf begegnete ich Bernard Shaw. Der alte Herr blieb stehen und lächelte mich an: »Ja, ich glaube, daß ich es wirklich bin!«

Ich würde in keinem savoyischen Bergdorf einen Interviewer anlächeln, seine Frage, ob ich es sei, abwarten und sodann verneinen.

—

Wenn man ins Plaudern kommt

Mit weitausholenden Schritten ging er neben mir und plauderte über die beklagenswerte Unverläßlichkeit des Wetters in den Bergen, den stark übertriebenen Weltruf der französischen Küche und andere alltägliche Dinge. — —

Wenn ich mich schon in ein Gespräch einließe, würde ich nicht über das Wetter plaudern, keineswegs die französische Küche tadeln, aber was stark übertriebenen Weltruf anlangt, dem Interviewer ein Beispiel nicht vorenthalten.

—

Heldenverehrung

Im Laufe des Gespräches erwähnte ich die geradezu an Heldenverehrung grenzende Bewunderung, deren Gegenstand Shaw in allen deutschsprechenden Ländern ist. In seinen Augen flackerte ein leichter Schimmer von gutmütigem Spott auf, als er erwiderte: »Heldenverehrung? So soll es ja auch sein. Und ich werde dadurch nur in meiner festgewurzelten Überzeugung bestärkt, daß Ihre Landsleute — trotz aller schmückenden Beiwörter, mit denen man sie während des Krieges beehrt hat — ein hochkultiviertes Volk sind. — —«

Ich in der entgegengesetzten.

—

Schiller-Akademie

Ich erhielt die folgende Zuschrift:

Sehr geehrte Schriftleitung!

Die uns durch dankenswerte Unterstützung aller beteiligten Stellen heuer ermöglichte 2. Reihe unserer diesjährigen gemeinnützigen Studienfahrten dürfte großem Interesse im Leserkreis ihres sehr geschätzten Blattes begegnen. Wir bitten Sie deshalb um baldigen Abdruck der anhängenden Notiz an bevorzugter Stelle.

Gleichzeitig fügen wir für den Fall, daß einer der Herren Ihrer Schriftleitung an einer solchen Fahrt teilzunehmen wünscht, Ehrenkarte bei, die dem Inhaber bei Anmeldung bevorzugte Behandlung, jedwede Erleichterung und Vergünstigung als Berichterstatter, die Teilnahme an sämtlichen offiziellen Empfängen und — — nicht unerheblichen Preisnachlaß sichert. Mit dem Gruß der Akademie

Ihr ergebener
Verwaltungsausschuß
— —

Hier abtrennen!

Ferienreisen der Schiller-Akademie. Die Schiller-Akademie zu München, die sich in jahrelanger, gemeinnütziger Tätigkeit allgemeine Anerkennung erworben hat, veranstaltet im Verfolg ihrer kulturellen Bestrebungen auch in diesem Sommer wieder mit günstig gelegenen Ausgangspunkten an der deutschen Grenze eine Reihe von allgemein zugänglichen Ferienreisen unter bester künstlerischer und wissenschaftlicher Führung. So je eine Studienfahrt nach London und Paris — — Von Paris aus werden Versailles, Reims und die Schlachtfelder besucht. — —

—

Alte Kultur

— — Im Tiefsten war Ludwig Thoma immer ein Kavalier, freilich einer, der den andern nicht nach Rang und Stand, sondern nach seinen menschlichen Werten einschätzte. Deshalb fühlte er sich am wohlsten in dem Umgang mit den kraftvollen, unverbildeten, aber doch in einer alten und guten Bauernkultur aufgewachsenen Gestalten der bayerischen Alpen.

Nur im Weltkrieg sollen sie sich ein bißchen zu stark aufs Gurgelbeißen verstanden haben.

—

Vor einem gigantischen Beuschelriß

Der Maharadscha von Haidarabad kommt nach Wien.

Originalbericht des »Neuen Wiener Journals«.

In Wien waren in den letzten Tagen Gerüchte verbreitet, daß der Maharadscha Nizam von Haidarabad, einer der reichsten Fürsten Indiens, der sich gegenwärtig mit einem Teil seines Harems und mehr als hundert Personen Dienerschaft in London aufhält, im August nach einem dreiwöchigen Aufenthalt in Deutschland auch Österreich und Wien zu besuchen gedenkt. Der exotische Fürst unternimmt die Europareise in luxuriös ausgestatteten Autobussen und Automobilen. Sein Hofautobus soll

angeblich fünfhunderttausend Mark gekostet haben. Auf beiden Seiten des Wagens sind Wappen des Fürsten angebracht, die ein Mosaik aus wertvollen Edelsteinen darstellen. Nizam von Haidarabad unterhält in seiner Heimat eine geradezu märchenhafte Hofhaltung und besitzt einen Harem von vierhundert Frauen. Fünfundzwanzig seiner Lieblingsfrauen begleiten ihn auf der Reise, die in siebzig Personen- und Lastautomobilen zurückgelegt wird.

An den maßgebenden Stellen ist von diesem beabsichtigten Wiener Besuch des Maharadschas nichts bekannt.

Aber alles »dersteßt« sich bereits, wie sie in ihrem Rotwelsch sagen.

—

Exotische Gäste in unserer Redaktion

Tscherkessen und Marokkaner, Chinesen und Japaner besuchen die »Wiener Allgemeine Zeitung«

Heute in aller Früh schon gab es vor unseren Redaktionsräumen einen sensationellen Besuch. Wüstensöhne, die hohen, sehnigen Gestalten, in weiße Mäntel gehüllt — — Tscherkessen, den Dolch im Gürtel, schlitzäugige Japaner und Chinesen mit ihren Frauen und Kindern statteten der »Wiener Allgemeinen Zeitung« einen Besuch ab. Es sind die exotischen Kunsttruppen des »Zirkus Krone«, die sich einmal ansehen wollten, wie eine Zeitung gemacht wird.

Voll Neugierde trippelte Frau Tscheng-Wu-Se, die Chinesendame, ihr dreijähriges Töchterchen Tscheng-Jü-Tsu an der Hand führend, in die Setzerei und freute sich über die vielen großen Maschinen. Tscheng-Jü-Tsu schien zwar enttäuscht, daß man die Buchstaben nicht essen könne, tröstete sich aber bei all den schönen Dingen rasch über diesen Mangel hinweg. Toki Murata, der Chef der Japanertruppe, ist würdevoll und überlegen. Er weiß längst, wie man eine Zeitung herstellt, aber vielleicht gerade deswegen interessierte ihn der Betrieb, von dem er sich kaum trennen konnte.

Nur Achmed Ben Smain, der Marokkaner mit dem wallenden weißen Mantel, ging der Druckerschwärze im weiten Bogen aus dem Wege. Er fürchtete für die Sauberkeit seines Gewandes. Hingegen freundete sich Andreas Kriklivi, der Führer der Tscherkessen, der ganz gut deutsch spricht, sofort mit unseren Setzern an.

Aber der Aufenthalt in der Setzerei mußte auf kurze Zeit beschränkt bleiben. So lieb uns die exotischen Gäste waren und so großes Interesse sie für unsere technischen Einrichtungen zeigten, die rastlose und hastige Arbeit darf nicht gestört werden, wenn man pünktlich erscheinen will. Th.

Aber muß man denn? Natürlich, denn wie sagt doch Schober: »An die Arbeit!«. Zwar der Hauptteil, die Schönheitspflege, die man in diesem Ausmaß im Orient nicht kennt, ist stehender Satz; doch es gilt, die großen Buchstaben für die Katastrophentitel vor der kleinen Tscheng-Jü-Tsu in Sicherheit zu bringen. (Wenn man ihr wenigstens ein paar Adjektive des Ludwig Ullmann zum Lutschen gegeben hätte, l. u. !) Natürlich handelt es sich um keine Reklame für den »Zirkus Krone«, die zugleich eine Sensation ergibt, sondern die fremden Völker wollten sich einmal ansehen, wie so etwas gemacht wird. Verstünden sie das Gemachte, so hätten sie die Maschine angekotzt. Dem Toki Murata mißtraue ich, wie überhaupt diesen Japanern, die von unserer Kultur beleckt sind, da ihnen schon vor gar nichts graust. Wie anders die Chinesen; darum soll die Frau Tscheng-Wu-Se nicht zu viel in Redaktionen trippeln gehn, das gehört sich nicht für Chinesendamen. Auch Kriklivi ist nicht mein Mann. Die weitaus sympathischeste Gestalt ist Achmed Ben Smain, der Marokkaner, der auf den wallenden weißen Mantel acht gibt. Der scheint eine entfernte Ahnung zu haben.

—

Die Arbeit

förderte ein Bild zutage, mit dem folgenden Text:

Fr. Elly . . . . . bestbekannt in der Wiener Kaufmannschaft, erregte beim sonntägigen Rennen in der Freudenau durch ihre Schönheit und elegante Erscheinung größte Bewunderung.

Wenn diese Art von Schönheitspflege in Renners Organ kostenlos erfolgt, hat das ‚Salonblatt' nichts zu lachen.

—

Zwei Tarife

E Wenn die Geschichte einer Heilanstalt die steigende Frequenz — —

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Daß sich die Besucherzahl nicht ausschließlich aus den obersten Zehntausend rekrutieren konnte, ist klar, und spricht die Tatsache für die Angemessenheit und Erschwinglichkeit der Preise.

Diese Ziffern reden aber eine so deutliche Sprache, daß sich weitere Worte erübrigen.

Offenbar eine Auseinandersetzung zwischen einem billigen Sanatorium und einer teuren Administration.

Der Dankbare

— — Solche Erfolge, wo er fühlte, daß das Publikum und die Presse seine Ansicht über ein Talent bestätigten, machten ihn (Eisenbach) glücklich. Bei solchen Anlässen trank er gern ein Glas Wein, das ihn, den stets Nüchternen, in solch übersprudelnde Laune brachte, daß er alle Anwesenden umhalste und abküßte.

Was die Presse betrifft, dürfte er nüchtern geblieben sein, es wäre denn, daß der Anblick der bezahlten Direktionsreklamen ihn hingerissen hat. Denn bis zum Hinweis der Fackel und noch lange nachher ist weder über den Schauspieler Eisenbach noch über sein Ensemble eine kritische Zeile in der Wiener Tagespresse erschienen.

Die Tugend wird belohnt

Freudig erregt, als sollten für sie nun bessere Zeiten anbrechen — ordentlich Herzklopfen hat sie —, meldet die Neue Freie Presse:

Eine der größten amerikanischen Filmgesellschaften hat, nach amerikanischen Nachrichten, ihre Propaganda jetzt auf eine ganz andere Basis gestellt. Von nun an werden sämtliche Theater dieser Gesellschaft ausschließlich nur in den Zeitungen inserieren und in dieser Form ihre Programme bekannt geben. Die bisher üblich gewesene Plakatierung wird in Zukunft gänzlich unterbleiben. Zur Begründung dieser Maßnahme teilt die Gesellschaft folgendes mit:

Die Zeitungen haben in der Entwicklung des Films eine führende Rolle gespielt und große Hilfe geleistet. Sie sind nicht nur das beste Reklamemedium, sondern haben auch durch ihre kritischen Betrachtungen das Interesse des Publikums am Film wachgehalten, was von ungeheurem Wert war. — —

Zweifellos werden auch andere amerikanische Firmen diesem Beispiel folgen. In den Plakatierungskonzernen, die damit einen ihrer größten Konsumenten verlieren, herrscht über diese Maßregel begreiflicherweise die größte Bestürzung.

Haben es sich selbst zuzuschreiben! Warum bringen sie keine kritischen Betrachtungen?

Zeitung

und zwar der Arbeiter:

Jaffa, 3. April. (Reuter.) Ein Jude, der angeklagt war, während der Augustunruhen zwei Araber ermordet zu haben, ist zum Tode verurteilt worden.

Titel:

Ein bestätigtes Todesurteil in China.

Fällt niemandem auf und wenn schon, wird nicht berichtigt. Andere Sorgen, Zeitung hält nicht so viel von sich, wie ich von mir und sogar von Zeitung.

—

Chronologie

— — Um 1890 gehörten die beiden Brüder mit ihren struppigen Kinnbärten . . zu den markantesten Figuren der jungen literarischen Generation. Gemeinsam mit seinem Bruder und anderen Gleichgesinnten . . gab er die Zeitschrift »Die deutsche Dichtung« heraus. . . Die von den beiden Brüdern Hart später begründete literarische Kampfzeitschrift »Kritische Waffengänge« leitete die Literaturrevolution der achtziger Jahre ein und stand durch ihre scharfe Polemik gegen damalige Modegrößen im Brennpunkte des Interesses. — —

—

Klangologie

Moissi.
Von
Berta Zuckerkandl-Szeps.

Der Familienname hervorragender Menschen (so sagt man) gibt oft das vollkommenste Resümee ihrer Wesensart. — — Und gäbe es neben der Graphologie, dieser geistigen Einfühlung, die aus der Schrift Charakter, ja oft Schicksal zu bestimmen vermag, auch eine Wissenschaft der »Klangologie«, dann hätte ein Meister dieses Faches aus dem Namen »Moissi« das Sinnbild seines großen Trägers herauskristallisiert.

Könnte er anders heißen, er, dessen Wesen adeligster Wohllaut ist? Er, dem die Natur das Seltenste geschenkt hat: die vollkommenste Harmonie von Seele und Körper. Von leiser Trauer, von Zärtlichkeit und Güte klingt dieser Name, dessen Zischlaut aber auch Leidenschaft, herbe Empörung, Kraft der Auflehnung

kündet. — — Und diese immer wache Geistigkeit, die mit nie ermüdender Wissensgier Umschau hält im Kreise ewiger und zeitlicher Probleme, sie führt Moissi hinab zu den »Müttern« —

Genug! Aus dem Familiennamen Szeps wird sich nicht viel mehr herauskristallisieren lassen als die Erinnerung an das Szepsische Tagblatt als eine der ersten Pflanzstätten der Schmockerei. Aber was könnte ein tüchtiger Klangologe nicht aus Zuckerkandl herauskristallisieren!

—

Aus dem Übertreibhaus

— — Er gehörte lange zu den größten und berühmtesten Meistern seines Faches in deutscher Sprache und war in seiner guten großen Zeit an seinen glücklichen Abenden nicht schwächer und geringer als die großen italienischen Tragöden Rossi und Novelli — —

Schreibt Schmock, den Schildkraut tatsächlich sehr gut gespielt hat.

—

Personalien

Jannings geriet bei seiner Ankunft in Wien unter die Füße von Verehrern und kam mit einer leichten Körperverletzung davon.

Moissi, dessen Stern man schon im Sinken geglaubt hat, geriet bald darauf in ein Handgemenge, wobei ihm von Mänaden der Überzieher zerrissen wurde.

Theaterhistoriker wissen sich nicht zu erinnern, daß dergleichen jemals den Herren Iffland, Anschütz und Mitterwurzer zugestoßen wäre.

—

Die Prominenten

»verhohnepipeln« (wie sie sagen würden) das Burgtheater, dessen Doyen Herr Reimers ist. Durch Wochen wurden Spalten gefüllt bis zu diesem Abschluß:

Das Burgtheaterengagement Emil Jannings' perfekt.

Gespräch mit Jannings und Generaldirektor Schneiderhan.

Die entscheidende Konferenz zwischen Jannings und Generaldirektor Schneiderhan hat heute von 1/2 12 bis 1/4 1 Uhr stattgefunden. Unmittelbar nach Schluß der Unterredung hatten die beiden

Herren die Freundlichkeit, einen Vertreter unseres Blattes zu empfangen. Auf die Frage, ob man gratulieren dürfe, ersuchte Herr Jannings Generaldirektor Schneiderhan, zu antworten.

Generaldirektor Schneiderhan: »Wir sind vollkommen einig geworden. Bloß in der Zeit besteht noch eine kleine Differenz. Ich kann nämlich begreiflicherweise von Herrn Jannings nicht genug bekommen und würde ihn am liebsten sechs Monate im Jahre hier haben wollen.«

Herr Jannings (lachend): »Das geht nun ja leider nicht. Aber wir werden uns schon zwischen drei und sechs Monaten ausgleichen.«

»Bedeutet also diese Unterredung ein großes Ja oder ein großes Nein?«

Beide Herren: »Ein Ja selbstverständlich!«

Generaldirektor Schneiderhan: »Ich kann Ihnen jedenfalls mitteilen, daß der formelle Abschluß des Vertrages in den nächsten Tagen auf schriftlichem Wege erfolgen wird.«

Generaldirektor Schneiderhan und Jannings verließen gemeinsam das Gebäude der Bundestheaterverwaltung.

In den nächsten Tagen erfolgte auf schriftlichem Wege ein großes »Ja Kuchen!«, das von Herrn Schneiderhan erst verstanden wurde, als man ihm erklärte, es bedeute so viel wie »Ja Schmarrn!«.

Tief gesunkener Vorhang

Nach dem Schlußakt verblieb das Publikum im Parkett, in den Logen und in den Gängen auf seinen Plätzen und jubelte Jannings immer wieder an die Rampe. Als schließlich der eiserne Vorhang schon so tief gesunken war, daß der scheidende Künstler nicht mehr zur Gänze erblickt werden konnte, beugte er sich in die Knie und winkte mit einem weißen Tuch dem Publikum einen Abschiedsgruß zu.

Der Charmeur über den Charmeur

nämlich Herr Auernheimer:

... überall ist die erste Regung, die sein Erscheinen hervorruft, eine sichtbare Vermehrung der Freude.

Nämlich durch Herrn Reimers; überall, nur nicht bei mir.

Wohl, er hatte Charme, auf der Bühne und außerhalb des Theaters, eine besondere, männlich betonte, von Witterungsverhältnissen unabhängige, man möchte sagen: seefeste Anmut, aber da sie sich sehr einfach gab, merkte man, inmitten

einer verschnörkelten Epoche, nicht gleich, daß sie nicht in Stadtluft, sondern in Meerluft so frei erwachsen war. Man hätte es merken können.

Aber man hat damals noch nicht so zum Charme in der Presse, das heißt zum Schmusen geneigt.

Reimers kam aus Hamburg, und zwischen Hamburg und Wien hat von jeher ein reger Austausch von Charmeuren, eine Art Binnenhandel in festländischer Anmut stattgefunden. Ende der neunziger Jahre haben wir Robert Nhil an Hamburg abgetreten, und schon zehn Jahre vorher hatte es uns mit Georg Reimers schadlos gehalten.

Also wenn das nicht geschmust ist!

Charmeure, wie gesagt, waren damals keine Seltenheit auf der deutschen Bühne ....

Aber im Feuilleton.

Georg Reimers hätte können der letzte sein, wenn er es nicht vorgezogen hätte, über den Charmeur hinauszugehen .... Aber die Anmut ist ihm treu geblieben; sie bräunt, wie ein Anflug von Sommerfarbe

(er ist siebzig geworden)

auch noch seine treuherzigen Onkel und milden Lustspielväter, die er in den letzten Jahren vorläufig gibt, in Erwartung des König Lear, den er uns vielleicht noch geben wird.

Gottbehüte kann man da nicht sagen, weil er ihn uns längst schon gegeben hat. Aber ein Burgtheaterkritiker, der ein Charmeur ist, hat den Charmeur, der den Lear gab, offenbar für den Reif-Reiflingen gehalten.

In seiner Jugend ein unvergeßlicher Max, ist er später Wallenstein geworden.

Auch ich erinnere mich an den Max, wogegen ich den Wallenstein wieder vergessen habe. Aber schließlich ist auch Herr Auernheimer alt genug, um zu wissen, daß dies alles nur Schmonzes für eine Gegenwart sind, die in Herrn Reimers deshalb, weil er in den Achtzigerjahren dem alten Burgtheater zugestoßen ist, dessen Repräsentanten vermutet. Schmonzes für ein angebliches

Burgtheaterviertel der Innern Stadt, das eine Fortsetzung ihrer Salons und selbst ein Salon im Freien ist.

Denn so etwas gibt's längst nicht mehr in Zeiten, wo vor dem Leitartikel die Wirkwaren stehn. Wohl aber ist es eine Gegend geworden, wo zum Schutz gegen so viel Charme der Sonnenscharm empfohlen wird.

—

Noch ein Charmeur

Herr Treßler, ein Spitzgreis, scherzt wie folgt:

— — Und jetzt »knie nieder, alter Knabe, es wird ernsthaft«. Du trittst nun ins sogenannte »Greisenalter«, da heißt es würdig und gemessen sein. Also: benimm Dich von jetzt ab! Trink' nur noch Apfelwein und geh' früh ins Bett! Ja und das — mit den Frauen — muß nun auch aufhören! Nimm Gesangsunterricht! Gesang ist bekömmlich, während Wein und Weib — nein, nein das gibt's jetzt nicht mehr! — —

Und so ausgerüstet mit meinen weisen Lehren, tritt ein in dieses von Millionen ersehnte Lebensalter, frisch, gesund und fröhlich, begleitet von meinen und Hildes Segenswünschen und lächle — lächle bis in Deine spätesten Tage. Es tut so wohl, Einen unter so vielen Tausenden lächeln zu sehen.

Und mit dieser Vorstellung von einem »alten Burgtheater« wächst eine Generation heran!

—

Zur Feier

stand Wien nicht nur im Zeichen eines Saufgelages bei einem Mäzen, das Tage gewährt haben soll und von dem Bulletins ausgegeben wurden — der Meister selbst hatte für das Kostüm die Parole erlassen: »schlichte Trinkerkleidung« —, sondern auch im Zeichen der Erinnerung an Saufgelage der Vorzeit. Der Leitgedanke war, wie man sich ne tüchtje Pulle zu Gemüte führt. Der Jubilar selbst erzählt, daß er sich bald die Gunst Speidels gewann, der ein unerbittlicher Kritiker war, doch für starke Trinker eine Schwäche gehabt hat, so daß sich nicht nur eine Intimität mit dem bedeutenden Schriftsteller ergab, sondern auch eine gewisse Gemeinsamkeit zwischen Herrn Reimers und Baumeister:

Mir wurde übrigens von Speidel eine ganz besondere Auszeichnung zuteil. Während Sonnenthal, Hartmann und andere Große des Burgtheaters von Frau Speidel anfangs nur zum Tee und erst später »zur Krebssuppe« eingeladen wurden, erhielt ich gleich eine

Einladung zur Krebssuppe. Mit dieser Krebssuppe hatte es nämlich eine besondere Bewandtnis. Sie war das Paradegericht der Speidelschen Küche. Eine Einladung zur Krebssuppe bedeutete gewissermaßen die Verleihung des Goldenen Vlieses.

Baumeister und ich durften uns nun der Auszeichnung erfreuen, ohne das Zwischenstadium der Einladung zum Tee unmittelbar zur Krebssuppe vorrücken zu dürfen.

Die Mahlzeit, die um ein Uhr mittags begonnen hatte, verlief so vergnügt, daß wir noch um halb sieben Uhr abends beisammen saßen. Und da wir uns nicht ausschließlich von Krebssuppe genährt, sondern uns auch einige Flaschen süffigsten Weines zu Gemüte geführt hatten, befanden wir uns in recht angeregter Stimmung. Nach sechs Uhr abends kam Baron Alfred Berger zu Besuch, und man kann sich sein erstauntes Gesicht vorstellen, als er uns als übermütig zechende, reichlich verspätete Mittagsgesellschaft bei Tisch fand.

Doll, bis heute unvergeßlich geblieben — na denn Prost Doktorchen, wollen doch nich so trocken dasitzen!

—

Inhaltsangabe

— — Die Sonne lacht und die Blumen duften und sie sind beide blutjung. Er geht ins Feld und sie, sie ist die Tochter eines steinreichen Fabrikanten — — Ein Urlaub, die Unterstützung einiger Freunde und schon ist der Morgen da und man schlägt die Augen auf noch voll seligen Lächelns. Strahlend halten einander Bub und Mädel im Arm — — Die Wirklichkeit tritt in ihre Rechte, der Leutnant —

Schon faul!

—

Große Lust, aber keine Tatkraft

Rudolph Lothar, der nach vielfachen Abenteuern heute mit unverminderter körperlicher Frische in Berlin wirkt, wo für alles Raum ist, beginnt ein Feuilleton im Neuen Wiener Journal, wo auch für alles Raum ist, folgendermaßen:

Ehe ich über die beiden Opernabende spreche (›Alkestis‹ und ›Opferung des Gefangenen‹ von Wellesz in der Städtischen Oper und ›Erwartung‹ und ›Die glückliche Hand‹ von Arnold Schönberg in der Staatsoper am Platz der Republik), hätte ich große Lust, eine prinzipielle Abhandlung über Ziel, Zweck und Sinn der Musik zu schreiben.

Er hats aber dann doch nicht getan. Schad', immer wird mir etwas fehlen.

—

Wengraf

»So ist es«, sagt ein Fräulein nickend,
Das in die Backwerkschüssel greift,
Indes ein Nachbar, zärtlich blickend,
Sie leise in den Schenkel kneift;
»Uns Mädeln, die wir Geld verdienen,
Ob man's verfrißt, ob man's verraucht,
Uns fehlt an unser'n Schreibmaschinen
Die Zeit, die man zur Liebe braucht.«

Und gleichwohl füllt sich die Rubrik »Korrespondenzen«. Doch dieser bejahrte Faun, dem an seiner Schreibmaschine durchaus nicht die Zeit fehlt, die man zur Liebe braucht, ist der Satyrtäus der Heimwehr. Da scheinen ihm nun Vorstellungen gemacht worden zu sein, und so verfertigte er gleich darauf ein Hochlied auf die Stenotypistin, worin er mit jener Reimfertigkeit, die alles Klappern übertönt, ihre Auffassung von Leben und Beruf verklärt und sich geflissentlich jeder Zweideutigkeit enthält:

Und lächelnd geht sie über die Treppe
Und lächelnd heimwärts wie im Traum.
Daß sie ein schweres Bündel schleppe
Von Müh' und Sorge, man merkt es kaum.
Bewundernd folge ich deinen Schritten,
Wie tapfer ziehst du des Weges hin
In all der Lebenskämpfer Mitten,
Großherzige kleine Schreiberin!

Bleibt nur die Frage, warum man, wenn man den Lebenskampf der Stenotypistin bewundert, ihren Schritten folgen muß.

—

Lippowitz hat's eilig

Irrsinniger Friseur ermordet sieben Kunden.
Millionärssohn wird Berufstänzer.
Kind zu Tode mißhandelt.
Lokomotive fährt in Menschenmenge.
Deutscher Offizier beim Baden in Westerland ertrunken.
Tiroler Landesregierung für Major Pabst.
Siamesischer Prinz beim Papst.
König von Spanien löst seinen Rennstall auf.

Quartierfrau erschießt ihren Mieter.
Parlamentarismus wird reformiert.
Siebzehnjähriger ermordet seine Geliebte.
Verfassungsgerichtshof verwirft Dispensehe.
Mädchenhändler in Marienbad verhaftet.
Irrsinnige Mutter erschlägt ihre beiden Kinder.
Regierung dankt Italien.
Jude deutscher Zentrumskandidat.

—

Metropolit macht Neuem Wiener Journal Enthüllungen

die unter dem Titel »Das Volk des Antichrist« dort erscheinen, wo man in Gottes Hut ist.

— — Unter schwer vergoldeten slawischen Gnadenbildern stehen bärtige Priester, Archimandriten, Diakone Spalier.

Nicht werden sie, wenn ein Vertreter des Lippowitz kommt!

»Seine Eminenz, der Metropolit, erwartet den Berichterstatter des ‚Neuen Wiener Journals'.«

In einer mit Ikonen geschmückten Schreibstube, deren Wände mit goldenen Heiligen tapeziert sind, erinnert der Metropolit Eulogius im Lederfauteuil selbst an das ölgemalte Ebenbild eines alten Heiligen. Sein Lockenhaar verschmilzt mit dem reich über der Brust herabwallenden grauen Bart, sein Gesicht — —

Tachles!

— — seine blassen breiten Lippen sprechen von Güte.

Und da wird er sie schon haben und erzählen, was Lippowitz hören will. Da es aber schließlich ein Interview ist, so hören wir:

»Wie kann Gott alle diese Greuel dulden?« brach die Frage aus mir hervor.

Und die Antwort:

Der greise Kirchenfürst faltet die gebetgewohnten Hände vor der Brust. »Unberechenbar, unerforschlich sind Gottes Wege«, sprach er. »Er kämpft nicht mit sichtbaren Waffen und doch kann ihn der Böse nicht bezwingen. — —«

Und das soll eine Information sein? Wenn selbst dem Metropoliten nichts übrig bleibt als in Gegenwart eines Interviewers vom Neuen Wiener Journal die Hände zu falten, so müßte es diesen

reizen, einmal statt zum Schmiedl zum Schmied zu gehen. Gottes Wege können doch nicht auf die Dauer unerforschlich sein, wenn ein geschickter »Lokalerer« die Sache in die Hand nimmt.

—

Der Sinn des Katholizismus

Der heilige Bahr wird öfter nicht nur von seinem Gewissen, sondern auch von Jüngern wegen seiner Mitarbeit an einem Blatt angefochten, das nebst dem patriotischen Geist voll ist der Hoffahrt und Hurerei und diese Fülle hauptsächlich dem Diebstahl verdankt. Er schreibt dort bekanntlich wie eh und je für den Sonntag, an dem es bunter wie am Werktag zugeht, sein »Tagebuch«. In diesem hat er nun endlich auch zu dem Ärgernis, das viele bedrückt, die an Bahr glauben und sich nicht auskennen, Stellung genommen:

24. Mai. Ein Jüngling fragt brieflich bei mir an: Darf ein Katholik für nichtkatholische Zeitungen und Zeitschriften schreiben? Ich ermutige ihn, indem ich antworte: Er darf es nicht bloß, er soll es, es ist seine Pflicht! Indem wir uns Katholiken nennen, sagen wir schon, daß wir die ganze Welt umspannen. Die frohe Botschaft geht an alle, die Kirche verkündet sie sämtlichen Völkern, und in jedem Volke nicht bloß den Frommen, sondern ebenso den Spöttern, den Verächtern, den Frevlern, Dieben, Räubern; wir hoffen, daß alle, von einem Gnadenstrahl gestreift, dereinst in die selige Schar Einlaß finden können.

Das muß also nicht nur mir, sondern auch Lippowitz gelingen, den der Katholizismus umso weniger ausschließen kann, als er mit ihm die Fähigkeit gemeinsam hat, die ganze Welt zu umspannen. Wegen des Annoncenteils kann man eo ipso unbesorgt sein, denn daß mit den Huren auch die Kuppler Einlaß finden werden, steht ja in der Bibel. Doch die Vorstellung, wie Lippowitz von einem Gnadenstrahl gestreift wird, weil er zwar die meisten redaktionellen Beiträge gestohlen, aber den Bahr zum Originalmitarbeiter hatte, ist schon ihr Honorar wert.

—

Was er noch immer auf Lager hat

Mein liebstes Pipserl!
L. Brief dankend erhalten. Wünsche bald. Genesung. Innigst geküßt Dein Liebling.

Putzili
erbittet Rückkehrdisposition, da vielleicht noch einige Tage wegfahre. Herzinnige Küsse dem Kindi.

Kleine zarte „man sagt" schöne, intell., vorn. Dame, unabhängig, sucht die Ehebekanntschaft eines nur sehr soig., gutsit. Herrn zw. 45 bis 60 J. Unter „Blond, schlank und 30 Jahre 9524"

Sehr starke Witwe Anfang 30, sucht ehrb. Bekanntschaft m. feinem älteren Mann. Unter „Behufs Ehe Nr. 9888"

Ich suche sublimierten Briefwechsel mit hervorragend geistigen Persönlichkeiten. Originalität. Durchschnittsmentalitäten Papierkorb. Ausführliche Zuschriften unter „Nofretete Nr. 9876".

Eine antike kluge Frau, ein wenig gelangweilt, sucht ehrbarst Gedankenaustausch mit unbedingt nur gut aussehend. Herrn. Unter „M. W. 6988."

Ausländischer Dichter
promin. 30 J., Dr. phil., künftiger Univ.-Prof., 1.76 groß, gesund, Nichttrinker, Nichtr., Nichtsp., daher vorurteilslos, aufrichtig, verständnisinnig, Tiefenpsychologe, Arier, Patrizier aus russisch-deutscher Hochkultur, neuarm, bestrebt Edelmensch
zu sein, sucht geistig-seelische Gemeinschaft und Ehe mit ernstheit., geb., verstehend., selbständ., fescher Jungdame aus Kulturkreisen, die treues Füreinanderleben schätzt. Mitgift nicht nötig. Zuschrift m. Personalien (ohne Namen) unter „Durch Verstandesauswahl zur Liebesheirat und Glücksehe" befördert Adm. Beantwortung binnen 14 Tagen.

Junger Student
sehr fesch, sucht Bekanntschaft sich einsam fühlender Dame. Unter „Diskret 2602"

Welche edeldenkende Dame verhilft jung. Kaufmann, 23½ J., und Bankbeamten, 25½ J., zu einer Stellung? Erbitten baldige Zuschrift unter „Auch Reisebegleiter od. Sekretär 5728"

Welche vermög. Dame möchte mit jung. eleganten Tänzer bekannt werden? Unter „Tango 4389"

Bundesbeamter
sucht Partner für Sonntagsausflüge. Zuschr. unt. „Oberösterreich 4006"

Schriftsteller
sucht ideale und finanzielle Verbindung mit intellektueller, vermögender Dame. Unter „Glänzende Zukunft gesichert 3879".

Intelligente Dame
israel. ältere Geschäftsfrau, Ausländerin, sucht einsamen sehr intell. Juden. Unter „60er".

Modernste Photogruppen eingetroffen.
!! Gratismuster !!
Ausführl. Listen, auch über seltene Bücher und Gummiartikel, gegen Porto.

Zurück z. Urgrunde d. Kirche!
Brosch. grat. Off. unter „P. E. 2716".

Wie die österreichische Sittlichkeit spricht

— — Im Zuge des zunächst wegen Übertretung gegen die öffentliche Sittlichkeit eingeleiteten Strafverfahrens ergab sich auch der Verdacht, daß in einem an die Bar des Kaffeehauses angrenzenden Raum, dem mit besonderer Pracht ausgestatteten »türki-

schen Zimmer« sich sehr häufig mit Wissen des Cafetiers unsittliche Vorgänge abgespielt haben sollen. Es wurde daher auch gegen Scheffel eine Anklage wegen Kuppelei nach § 515 St. G. erhoben. — —

— — Bezüglich des türkischen Zimmers hatte er erklärt, daß er selbst dieses Zimmer nach orientalischem Muster mit besonderer Pracht ausgestattet habe, daß dieses Zimmer eine Deckenbeleuchtung von 480 Glühlampen hatte und daß insbesondere auch dieser Raum, der für solide Gesellschaft bestimmt war, durch einen Wandkasten versteckt eine geheime, in den Kellergang führende Ausgangstür hat. Der Angeklagte hat auch zugegeben, daß im türkischen Zimmer, mit Rücksicht auf die kostbare Ausstattung, von Getränken nur Sekt serviert worden sei, daß jedoch seines Wissens in diesem türkischen Zimmer niemals unzüchtige Vorgänge sich abgespielt hätten.

— — Anlangend den Schuldspruch wegen Übertretung gegen die öffentliche Sittlichkeit führte der Richter aus, daß nach dem Ergebnisse des Beweisverfahrens Herr Scheffel sich einer Angestellten gegenüber in der Telephonzelle, einer anderen Angestellten gegenüber im Garderoberaum unsittlich benommen habe in einer Weise, die geeignet war, öffentliches Ärgernis zu erregen. Es muß, erklärte der Richter, der Eintritt des öffentlichen Ärgernisses nicht unmittelbar der Tat gefolgt sein, es genügt, daß das unsittliche Vorgehen des Angeklagten von dritten Personen beobachtet werden konnte und nachher Gegenstand einer Erörterung war.

Anlangend die Verurteilung wegen Kuppelei nach § 515 St. G. führte der Richter zunächst bezüglich des türkischen Zimmers aus, daß dieses Zimmer, wie der Angeklagte behauptet, wohl eine Sehenswürdigkeit Wiens sein mag und auch nach orientalischem Muster eingerichtet wurde, daß aber beim Lokalaugenschein der erste Eindruck von diesem Zimmer der war, daß dieses Zimmer keineswegs für harmlose ernste gesellschaftliche Unterhaltung bestimmt war, sondern dazu bestimmt sei, Personen beiderlei Geschlechtes ein ungestörtes Beisammensein zu ermöglichen. Aus dem Beweisverfahren sei auch zutage getreten, daß in dem türkischen Zimmer Unzüchtigkeiten, wie es im § 515 angeführt ist, vorgekommen sind und daß die unzüchtigen Vorkommnisse auch von außen durch die Lüftungsklappe beobachtet werden konnten. Daß der Angeklagte, wenn er dies auch in Abrede stellt, von den Vorgängen im türkischen Zimmer Kenntnis hatte, gehe daraus hervor, daß in dem türkischen Zimmer Sektzwang war, weiter gehe dies aus der moralisch-sittlichen Veranlagung des Cafetiers und aus dem Zwecke des türkischen Zimmers hervor. — —

Gleich daneben

Wien, 1. Juli. (Kuppelei für konzessionierte Freudenhäuser ist nicht strafbar.) Der Prozeß gegen den Hausbesorger und ehemaligen Kirchendiener August B. und dessen Schwägerin, die Innsbrucker Bordellbesitzerin Therese B., die beide der Kuppelei angeklagt waren, begangen dadurch, daß August B. die Aufnahme der ehemaligen Wiener Hausgehilfin Maria K. in das Innsbrucker Bordell seiner Schwägerin vermittelt, beziehungsweise daß diese das Mädchen aufgenommen und ausgebeutet habe, ist gestern nach mehreren ergebnislosen Verhandlungen vor dem Fünfhauser Strafrichter Dr. Lutz zu Ende geführt worden. Gleich nach Beginn der Verhandlung trat der staatsanwaltschaftliche Funktionär Dr. Berg von der Anklage gegen Therese B. zurück. Die Verhandlung — — endete mit dem Freispruch des Angeklagten. In der Begründung des Urteils erklärte der Richter: »Wenn es auch erwiesen ist, daß tatsächlich das Mädchen durch den Beschuldigten an das Freudenhaus empfohlen wurde, liegt dennoch kein strafbarer Tatbestand nach § 512c (Kuppelei) vor, solange die Behörden die Konzession für Freudenhäuser erteilen.«

—

Ersatz

— — wie soll eine Zeitung den Schwung und die Leidenschaft des politischen Kampfes bewahren, der doch die Pflicht und Aufgabe der Presse ist, ohne die die Journalistik immer mehr zum öden Geschäft der Nachrichtenlieferung oder zur üblen Gewohnheit der Sensationen herabsinken muß, an denen nichts zu verantworten ist, weil sie allesamt nichts sind als Aufmachung und Zubereitung?

Klagt der Liberalismus in der Arbeiter-Zeitung, wiewohl es gewiß die letzte Sorge einer reaktionären Regierung ist, der Presse den Schwung und die Leidenschaft des Kampfes gegen sie zu bewahren. Aber es sind goldene Worte der Erklärung dafür, daß sich die Arbeiter-Zeitung kurzerhand entschlossen hat, sich in den Strudel Lippowitzischer Unterhaltungen zu stürzen. »Allerlei Rendezvous« schließen an und die schöne Gerichtssaalrubrik mit: »Mädchen oder Mann?« (Alle Winkelzüge halfen nichts: der Militärarzt stellte fest, daß es sich um ein junges Mädchen handelt), »Ehe mit einem Zwitter« (Anton war ein 56jähriger Witwer, als er im Jahre 1926 die damals auch schon 40jährige Hermine kennen lernte). Und welches Blatt hätte sich für den Verzicht auf Schwung und Leidenschaft des politi-

schen Kampfes saftiger durch die Schlafwagengeschichte des Prozesses Zerkowitz entschädigt? Durch eine Berichterstattung, die unter sozialkritischem Vorwand den Spuren des Beischlafs folgte und das »Schutzmittel« zum Selbstzweck erhob. (Noch grauslicher durch gleichzeitige Absicht der Sprachreinigung.)

—

Lektüre für Revolutionäre

Der Gumpoldskirchner hatte Herrn Ferdinand trefflich gemundet und es war daher schon spätnachts, als er heimkehrte. Schon hatte er das Haustor erreicht, als Cäcilie, ein hübsches, junges Mächen, vor ihm die Straße entlang ging. Da konnte Ferdinand der Lockung nicht widerstehn und zwickte Cäcilie. — —

—

Selbstaufopferung eines Schriftführers

— — Dem Cafetier wird zur Last gelegt, daß mit seinem Wissen in dem an die Bar des Kaffeehauses angrenzenden »türkischen Zimmer«, das mit besonderer orientalischer Pracht eingerichtet war, nach der Sperre Schäferstündchen abgehalten wurden. — —

Beim gestrigen Lokalaugenschein wurde der Wandschrank einer genauen Prüfung unterzogen, wobei sich herausstellte, daß bei Entfernung eines an der Seite angebrachten Bolzens der Schrank sich dreht und die geheime Tür, die zum Kellergang führt, sichtbar wurde. Scheffel hatte stets behauptet, daß dieser geheime Ausgang von keinem der Besucher des »türkischen Zimmers« jemals benutzt wurde. Um zu konstatieren, ob die Vorgänge im »türkischen Zimmer« von außen durch die Lüftungsklappe wahrgenommen werden können, markierte der Schriftführer eine Lebedame. Er legte sich auf das im »türkischen Zimmer« befindliche Sofa und hielt ein Leintuch vor, das die Kombination der Dame markieren sollte.

Die Neue Freie Presse, die dieses Scheffelsche Gaudeamus natürlich bis ins Detail mitmacht, schrickt doch vor dieser letzten Kombination zurück und läßt der Phantasie den schnurgeraden Weg:

— — markierte der Schriftführer eine Lebedame und legte sich auf das im »türkischen Zimmer« befindliche Sofa.

Aus.

—

Geil

ist die alte Vettel, die sich noch immer neue Freie nennt, das ist gar nicht zum Sagen. Da kitzelt sie — mit der unverkennbaren Feder jenes Schmonzers, der dem Ernst des Lebens die heitere Seite abzugewinnen hat — allen Reiz aus der Nachricht, daß man irgendwo in Ungarn einer Venusstatue ein Spitzenhemd angezogen habe, und fragt, da es ihr wieder ausgezogen wurde, ob sie dort

nicht gar am Ende die heidnische Teufelinne mit einem Bauernjanker bekleiden werden.

Aber sie entfaltet ihre Sinnlichkeit gar in zwei Spalten. Gleich rechts daneben wird als Ereignis eine Novelle der Alice Schalek, der Forttätigen, angekündigt, die »auch als Erzählerin bedeutsam hervorgetreten ist«. Die Novelle

spielt in jenen südlichen Gefilden, die sie aus eigener Anschauung auf das genaueste kennt.

Unter südlicher Sonne erglühen die Leidenschaften, von denen der Obersteward berichtet. Man folgt der Geschichte, die er so mitreißend erzählt, mit der lebendigsten Teilnahme und man ist schon darum sogleich in ihrem Bann, weil diese seltsamen, wahrhaftig nicht alltäglichen Liebesabenteuer in der so wundersam lockenden Landschaft vor sich gehen . . .

Drei Punkte inhaltsschwer. Welcher Vorlesungshörer würde sich nicht erinnern, wie während einer Isonzoschlacht die Nachtigall gelockt und die Akazien betäubend geduftet haben. Da dürfte die Venus im Spitzenhemd zusperr'n können.

—

Mit der Kost zufrieden

In Balholm schwimmen wir in dem ein wenig kühlen, aber herrlichen, klaren Wasser — — und schließlich wieder ein norwegisches Abendessen. »Das Essen ist zu reichlich«, so klagen besonders die Damen, 38 Gerichte zählten wir gestern abend auf der Büfettafel, an der wir uns bedienten — aber alle Bedenken sind rasch geschwunden. Wir sind mit der norwegischen Kost außerordentlich zufrieden. — — Alle Reiseteilnehmer sind gesund und entzückt von den Schönheiten dieses unvergleichlichen Landes.

Ganz glaubhaft. Sie haben sich also wirklich von den 38 Gerichten auf der Büfettafel bedient und mit allen Bedenken waren auch jene rasch geschwunden. Der Österreicher, der nach Norwegen kommt, glaubt nämlich, daß er von sämtlichen Platten, die dort überall als Entree der eigentlichen Mahlzeit aufgestellt sind, essen und womöglich alle aufessen muß. Eine noch weit größere Arbeit als die in Paris zu verrichtende, wo die Hors d'oeuvres zwar mit den Dehors verwechselt, aber diese wie jene nicht gewahrt werden.

—

Darlekarlierinnen

darunter die liebliche Tochter des Hauses, in bunter Tracht, begrüßten uns. Es war wie ein Märchen.

Duftige weiße Blusen haben sie angehabt und getanzt haben sie vor ihnen in der Scheune. Daheim aber sitzen die Wachauerinnen, jede eine Solvejg, und haben das Nachsehen. (Apropos, Geiranger-Fjord ist kein Druckfehler.)

—

Daheim

stellt die »Cidna«, was soll sie machen, acht Freiplätze für einen Flug über das Weichbild zur Verfügung, wobei das Wort »Indienlinie« eine große Rolle spielt.

— — Die Flüge führten nahezu bis zum Nußberg in Nußdorf
— — Die meisten erfuhren dabei ihre Flugtaufe.

Bis Aspern durfte eine größere Zahl mit, allen wurde — egal von wem — eine Jause auf dem Terrassenkaffee gespendet. Die englische Maschine der Indienlinie landete diesmal schon vor 7 Uhr:

so daß die Heimfahrt in bester Stimmung angetreten werden konnte.

Über diese und ähnliche Wahrnehmungen erschienen täglich mehrspaltige Berichte. Der Titel wechselte; am anschaulichsten technischen Fortschritt und Blattgewure paarend:

Im Auto auf den Großflugplatz Aspern.

—

Mit dem Zeppelin führt er sie auch herum

Bisher wurden den Lesern der »Neuen Freien Presse« von deren Reiseleitung Gesellschaftsreisen per Bahn, Schiff und Auto geboten, anläßlich der Alpenfahrt werden auch die Drahtseilbahnen einbezogen. Nun ist die »Neue Freie Presse« in der Lage, ihren Lesern das modernste Verkehrsmittel zur Verfügung zu stellen, das lenkbare Luftschiff »Graf Zeppelin«, dessen Verkehrslinien durch die Lüfte führen.

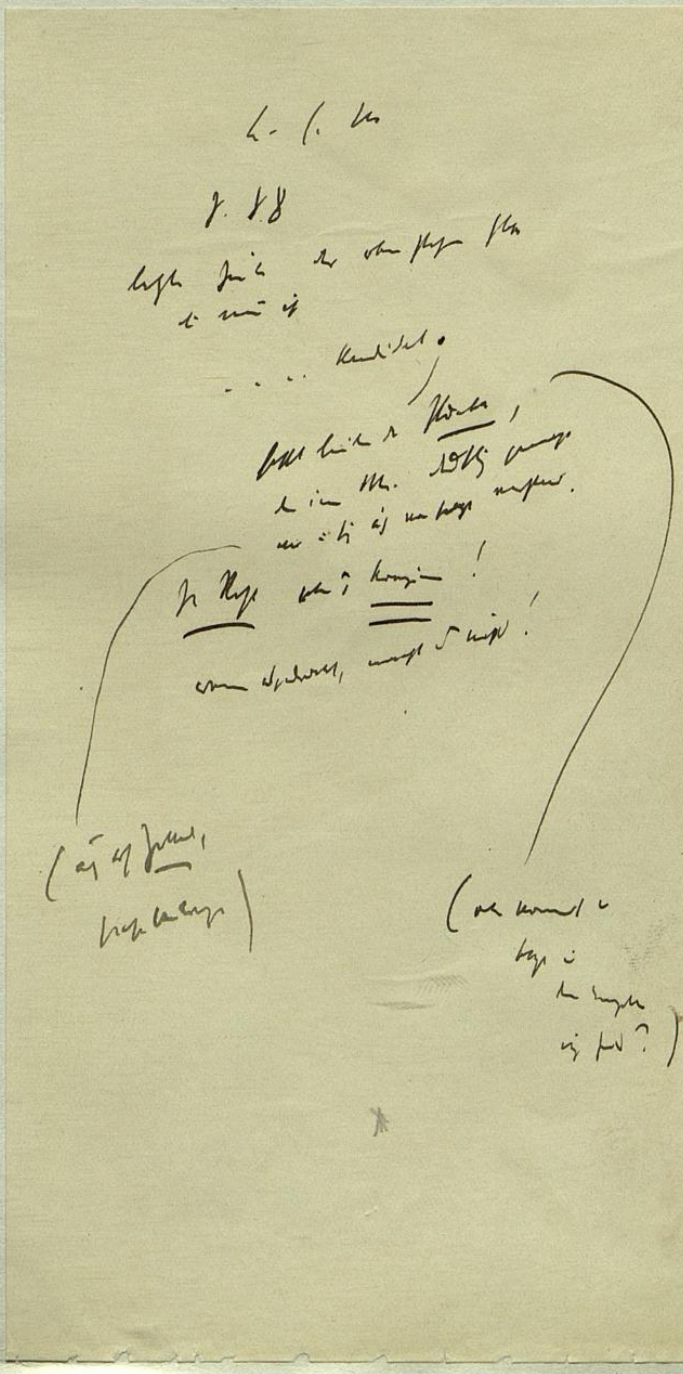
Wie schön! Aber das Wetter? Nun, da ist Rat:

Der Flug ist für Samstag den 28. Juni dieses Jahres anberaumt. Wegen etwaiger widriger Witterungsverhältnisse, welche eine Verschiebung des Fluges notwendig machen könnten, wurde als Ersatztermin der vorhergehende Tag, Freitag den 27. Juni, vereinbart. Erscheint auf Grund der Wettermeldungen der Flug nach Wien am Samstag den 28. Juni gesichert, dann erfolgt die Abreise der Teilnehmer von Wien erst Donnerstag den 26. Juni abends. Sollte die Wetterlage jedoch unsicher sein, dann soll der Flug bereits Freitag den 27. Juni unternommen werden, weshalb auch die Abreise von Wien bereits Mittwoch abend erfolgen müßte.

—

Bald aber lachte wieder die Sonne

Nun, das wird überall der Fall sein, wo jetzt Gesellschaftsreisen, Automobilrundfahrten und Dampferexkursionen der Neuen Freien Presse stattfinden, deren Drang in unerschlossene Fernen bereits Kontinente umfaßt. Das sind Sachen! Wenn das der alte Biach erlebt hätte! Der wird noch, in Legenden fortlebend, mit dem alten Cook verwechselt werden, dessen Erbe bekanntlich gleichfalls ein Son bewahrt und gemehrt hat. (Schweres Unrecht an Bekessy, der die Einrichtung ersann und von dessen unbezähmbarem Wandertrieb — bis zu »Exit Herr Bekessy« — der Todfeind profitiert. Aber wie altfränkisch wirken heute die Versuche der ‚Stunde', die Leser äußerln zu führen, gegen die Ausgestaltung des Reiseverkehres, durch den sich die Neue Freie auf die Beine hilft. Und wie betamt die Vorstellung, daß sie mit ihren letzten Zügen die Abonnenten befördert!) Deutschlandfahrten, Donaufahrten, Alpenfahrten, Nordlandfahrten, nach Egypten führt er sie herein, sogar nach Aspern führt er sie fliegen zusehn, alles sehr animiert und auf Kosten



Quartierfrau erschießt ihren Mieter.
Parlamentarismus wird reformiert.
Siebzehnjähriger ermordet seine Geliebte.
Verfassungsgerichtshof verwirft Dispensehe.
Mädchenhändler in Marienbad verhaftet.
Irrsinnige Mutter erschlägt ihre beiden Kinder.
Regierung dankt Italien.
Jude deutscher Zentrumskandidat.

Metropolit macht Neuem Wiener Journal Enthüllungen

die unter dem Titel »Das Volk des Antichrist« dort erscheinen, wo man in Gottes Hut ist.

— — Unter schwer vergoldeten slawischen Gnadenbildern stehen bärtige Priester, Archimandriten, Diakone Spalier.

Nicht werden sie, wenn ein Vertreter des Lippowitz kommt!

»Seine Eminenz, der Metropolit, erwartet den Berichterstatter des ‚Neuen Wiener Journals'.«

In einer mit Ikonen geschmückten Schreibstube, deren Wände mit goldenen Heiligen tapeziert sind, erinnert der Metropolit Eulogius im Lederfauteuil selbst an das ölgemalte Ebenbild eines alten Heiligen. Sein Lockenhaar verschmilzt mit dem reich über der Brust herabwallenden grauen Bart, sein Gesicht — —

Tachles!

— — seine blassen breiten Lippen sprechen von Güte.

Und da wird er sie schon haben und erzählen, was Lippowitz hören will. Da es aber schließlich ein Interview ist, so hören wir:

»Wie kann Gott alle diese Greuel dulden?« brach die Frage aus mir hervor.

Und die Antwort:

Der greise Kirchenfürst faltet die gebetgewohnten Hände vor der Brust. »Unberechenbar, unerforschlich sind Gottes Wege«, sprach er. »Er kämpft nicht mit sichtbaren Waffen und doch kann ihn der Böse nicht bezwingen. — —«

Und das soll eine Information sein? Wenn selbst dem Metropoliten nichts übrig bleibt als in Gegenwart eines Interviewers vom Neuen Wiener Journal die Hände zu falten, so müßte es diesen

Wengraf

»So ist es«, sagt ein Fräulein nickend,
Das in die Backwerkschüssel greift,
Indes ein Nachbar, zärtlich blickend,
Sie leise in den Schenkel kneift;
»Uns Mädeln, die wir Geld verdienen,
Ob man's verfrißt, ob man's verraucht,
Uns fehlt an unser'n Schreibmaschinen
Die Zeit, die man zur Liebe braucht.«

Und gleichwohl füllt sich die Rubrik »Korrespondenzen«. Doch dieser bejahrte Faun, dem an seiner Schreibmaschine durchaus nicht die Zeit fehlt, die man zur Liebe braucht, ist der Satyrtäus der Heimwehr. Da scheinen ihm nun Vorstellungen gemacht worden zu sein, und so verfertigte er gleich darauf ein Hochlied auf die Stenotypistin, worin er mit jener Reimfertigkeit, die alles Klappern übertönt, ihre Auffassung von Leben und Beruf verklärt und sich geflissentlich jeder Zweideutigkeit enthält:

Und lächelnd geht sie über die Treppe
Und lächelnd heimwärts wie im Traum.
Daß sie ein schweres Bündel schleppe
Von Müh' und Sorge, man merkt es kaum.
Bewundernd folge ich deinen Schritten,
Wie tapfer ziehst du des Weges hin
In all der Lebenskämpfer Mitten,
Großherzige kleine Schreiberin!

Bleibt nur die Frage, warum man, wenn man den Lebenskampf der Stenotypistin bewundert, ihren Schritten folgen muß.

Lippowitz hat's eilig

Irrsinniger Friseur ermordet sieben Kunden.
Millionärssohn wird Berufstänzer.
Kind zu Tode mißhandelt.
Lokomotive fährt in Menschenmenge.
Deutscher Offizier beim Baden in Westerland ertrunken.
Tiroler Landesregierung für Major Pabst.
Siamesischer Prinz beim Papst.
König von Spanien löst seinen Rennstall auf.

der Firma, Tennis läßt er sie spielen die goldene Jugend, »crawlen« lehrt er sie, Speere werfen und die Götter ehren, dichten läßt er sie sogar und überall wälzen sich die Altvordern, den Fortschritt bestaunend, aus den Gesellschaftswagen. Die Ostsee schäumt, aber nur von einer frischen Brise. Die Sonne denkt sich: Ma lacht.

—

Die Ausnahme

— — der Präsident (der »Concordia«) sagte bei diesem Anlasse: »Würde Schiller in unserer Zeit leben, dann müßte er die Mimen nicht bedauern, weil ihnen die Nachwelt keine Kränze flicht. Die Götter haben die Klage der Schauspieler und Sänger erhört, ihr Ruhm verlischt nicht mehr mit dem letzten Atemzug. — — Grammophon — — huschen noch springlebendig über die Filmleinwand — — Uns Journalisten ist das Schicksal nicht so gnädig. Wenn wir sterben, sind wir endgültig tot. — — Wir kämpfen für Ideen, und wenn das Ziel erreicht ist, dann erinnert sich niemand mehr an die Kämpfer. — — Moriz Benedikt bildet eine Ausnahme. Seine kraftvolle Individualität hat den Tod überdauert, er steht noch frisch in der Erinnerung der Allgemeinheit. Die Ausstrahlungen seines feurigen Temperaments wirken fort. Unvergessen ist sein Stil, der in der ersten Zeile erkennbar war — —«

Gewiß, wer würde sich nicht erinnern, daß die Nase der Kleopatra eine besondere Schönheit war und die Familie Brodsky eine der reichsten in Kiew?

—

Seltsam, wie jüdisch das klingt!

— — Es heißt dem Publikum, es heißt der Öffentlichkeit willkürlich Sand in die Augen streuen, wenn man derartiges auch nur in Betracht zieht, und es heißt wohl auch die Autorität des Vizekanzlers, seine Tatkraft und, wenn man will, sein Temperament unterschätzen, wenn man ihm zumutet, er sollte nicht Teilhaber sein der wichtigsten Entschlüsse, er stehe wie das Lentscherl, das von gar nichts weiß, verlegen in der Ecke, während der Minister des Innern seine »Streiche« spielt.

—

Was sich so in einem Leitartikel tut

Johann Nestroy läßt einen Amerikafahrer berichten: Bis Stockerau geht es sehr schnell, aber von dort aus »zieht sich der Weg«. Bundeskanzler Dr. Schober, man verzeihe den grotesken

Vergleich, hat die entgegengesetzten Erfahrungen gemacht. Es ist leicht für ihn gewesen, die höchste französische Auszeichnung zu empfangen, das Großkreuz der Ehrenlegion; kein Hindernis wurde ihm bereitet, als er König Georg besuchte, den Monarchen über Hunderte von Millionen, eine Persönlichkeit, um deren Leben die ganze angelsächsische Menschheit zitterte. — — Das Wimmerl, das geniert mich nicht, so denkt sich der Österreicher — — Kann er (der Rektor Gleispach) noch unbefangen demokratischen und sozialdemokratischen Studenten gegenübertreten, können sie das notwendige Vertrauen zu ihm haben, wenn er, dem seine politische Überzeugung unbenommen bleibt, sich nach außen hin zugunsten einer Gruppe deklariert, der rassenmäßige Gesichtspunkte durchaus nicht fernliegen — —? — — es geht um Sein oder Nichtsein, um das Wohl oder Wehe der Gesamtbevölkerung, und da müssen die Einzelheiten zurücktreten und ein Gefühl der tiefsten Beschämung wird lebendig — — Die Heimwehr hat immer erklärt, sie stehe hinter Dr. Schober, sie werde nichts tun, was die Regierung schädigt und den Bundeskanzler im Innersten kränken muß. — —

Mit einem Wort, es handelt sich um Sticheleien und es rieselt im Gemäuer. Oder auch so:

Eine arme Schauspielerin geht zugrunde, weil sie das Rauschgift nicht entbehren kann. Sie weiß, es ist das Verderben, das sie zu sich nimmt, sie zweifelt nicht über die Unvermeidlichkeit eines schmählichen Verfalles, aber die Gier nach aufpeitschenden Genüssen ist stärker als das prüfende Gehirn, die Schwachheit, die es als Wollust empfindet, unterworfen zu sein, die lechzende Sehnsucht nach irgendeinem Chok, nach irgendeinem Selbstvergessen, sie gewinnt die Oberhand über die Kraft des Lebenswillens. Soll Österreich an dem Rauschgift der Lüge zugrunde gehen, wie jene Schauspielerin an dem Rauschgift in ihrem Körper? — — Es heißt doch mit einem wichtigen Kapital des Staates Verschwendung treiben, wenn man einen Mann wie Dr. Schober ohne Notwendigkeit neckt und stichelt — —

—

Einer der besten Sätze

die er je geschrieben hat:

— — Dieses wilde Herumreden, dieser ganze faule Zauber des Radikalismus von allen Seiten, diese Wirtshaussitten in der Politik, sie können nicht fortdauern, ohne daß Männer wie Bundeskanzler Schober vom tiefsten Ärger befallen werden und von der Depression im Gefühle des Vergeblichen.

Nicht auszujüdeln!

—

Einer der besten Titel

die er je gesetzt hat:

Gerüchte über einen Tod Schmelings.

Hier hat die jüdische Zunge instinktiv, mit halbem Bewußtsein um ein Problem der Sprachlehre, die Klippe gefühlt in den Gerüchten »über den Tod Schmelings«: da wäre er nämlich tot gewesen und an den Tod hätten sich überdies noch Gerüchte geknüpft. Wie drückt man das also aus? »Gerüchte von Schmelings Tod«: darauf verfällt doch ein Preßmensch nicht (dessen typische Wendung der Tod »von Schmeling« wäre.) Aber er fühlt, wenngleich das »über« falsch ist, ganz richtig, daß das Gerüchthafte im unbestimmten Artikel zum Ausdruck gelangen könnte: »Worüber wird geredet?« »Etwas über einen Tod von Schmeling«. Das wollte er zum Ausdruck bringen!

Eine Nuance

— — Man hatte die Überzeugung, daß manche Drohungen von ihm herrühren, man wußte, daß der Kurs gegen die Regierung von ihm auf das lebhafteste, ja in prominenter Weise unterstützt werde. — —

Im Abendblatt

wo er so schön spationiert, beginnt er:

Die Begnadigung Ludwig v. Hatvanys entspricht einem öffentlichen Bedürfnis.

Und schließt:

Hatvany ist wirklich schon gestraft genug.

Das könnte doch der letzte Leser auch nicht prägnanter sagen.

Sein Gruß an das befreite Rheinland

Wien, 29. Juni.

Unsere Gedanken sind heute bei den Städten und Dörfern am Rhein.

Dort, wo er stagelgrün ist.

Auf »Faust« hat er's abgesehn!

Unvergeßlich, wie er zitiert hat:

so wie im »Faust« der junge Euphorion noch aus dem Abgrund die Mutter zu sich ruft: »Lasse mich im Totenreiche nicht allein!«

So ein verliebter Tor verpufft euch Sonne, Mond und alle Sterne zum Zeitvertreib dem Liebchen in die Luft? Keine Rede! Wie aber würde ein normales Gehirn, das die Verse nicht bewahrt hat und dessen Inhaber nicht Zeit hat, nachzusehen, gleichwohl jedoch frech genug ist sie anzuwenden, hier funktionieren? Etwa: Mephisto sagt, daß ein Verliebter Schindluder mit Sonne, Mond und Sternen treibt? Dieses Treiben ist aber äußerste Ehrerbietung vor der Schöpfung gegenüber dem Schindluder, das in der folgenden Leitartikelstelle getrieben wird, deren jüdischer Tonfall kaum übertroffen werden könnte. Von der Heimwehr, die ihren Kampf in das Heer, die Polizei und das Gendarmeriekorps hineintragen wollte, sagt er:

Welche Verwegenheit und welche Verachtung für die leitenden Männer des Staates! Es heißt im »Faust« beiläufig: So ein verliebter Tor verschwendet Sonne, Mond und Sterne zugunsten der Geliebten.

»Beiläufig« ist gut. Im Faust I. ist zwar manches beiläufig gesagt, aber gerade dieser Vers nicht. Er meinte, da er beiläufig zitierte, natürlich: ungefähr. Aber welches Gut von Sprache, Gedicht und Gedanken möchte so ein verschmockter Redaktor nicht verschwenden zugunsten der Zeitung!

Wenn der olle Wrangel

den Leitartikel vom 13. Mai gelesen hätt, hätt er eine Freud gehabt und nur gesagt: Wem sagen Sie das! Meine Worte!

Wer das einem Preußen aus der Zeit des ollen Wrangel gesagt hätte: sein Staat, sein Preußen werde einem Filmunternehmen beitreten; wer selbst noch einem Zeitgenossen des Fürsten Bismarck dies hätte erklären wollen: er wäre ein Narr gescholten, als ein Majestätsverbrecher geächtet worden. Man hätte ihn als nicht zurechnungsfähig mit lächelnder Verachtung bestraft, wie einen tollgewordenen Schwätzer. Heute ist das Phantastische Wahrheit geworden und der preußische Staat schickt seinen Generalintendanten Tietjen in den Aufsichtsrat der Terra-Filmgesellschaft, die Opernfilme schaffen soll mit Reinhardt

als Regisseur, also mit dem vollen Glanz eines so bedeutenden Namens.

Es geht also ganz friedlich-jüdlich aus. Ist es aber nicht phänomenal, daß solch ein armes unsicheres Privatgehirn öffentliche Meinung machen kann und daß ein paar tausend Idioten im Ausland hier eine Weltstimme zu hören glauben? Also die Basis des Gedankens ist offenbar, daß unter Bismarck, ja bei Lebzeiten des ollen Wrangel der Film bereits erfunden war und nur die Verbindung des preußischen Staates mit diesem Verwunderung erregt hätte. Der olle Wrangel jedoch, selbst noch Bismarck, hätte vielleicht über die Erfindung des Films die Hände über dem Kopf zusammengeschlagen und wäre erst, wenn er sich einigermaßen beruhigt hätte, dem Problem der Verbindung des Herrn Tietjen mit der Terra-Filmgesellschaft nähergetreten mit Reinhardt als Regisseur, also mit dem vollen Glanz eines so bedeutenden Namens. Das müßte dem Koofmich-Geist speziell an Goethe klar zu machen sein, dessen Worte er ja allem Komfort der Neuzeit anzupassen pflegt. Er, der doch immer schon mehr Licht verlangt hatte, hätte wohl kaum die elektrische Beleuchtung des Weimarer Theaters als Anachronismus empfunden, wenn es die elektrische Beleuchtung bereits gegeben hätte, und er wäre nicht so sehr über das Telephon in seinem Hause erstaunt gewesen (»Wer ruft mir?«), wie über das Telephon als solches. Sie alle aber darüber, daß es noch immer die Neue Freie Presse gibt.

—

Der junge Attinghausen

Zu den phantastischesten Nummern dieses Zeitrepertoires gehört doch diese Stimme, die, sooft der politische Wirrwarr auf dem Höhepunkt angelangt ist, den Parteien zuredet oder, wenn alle Stricke reißen, zu spationieren anfängt und kategorisch wird. (Keine Katz hört zu.)

Wir möchten den ernstesten Appell an alle Gruppen richten — —

Wenn er möcht, muß es Eindruck machen. Gar wenn er spationiert:

— — aber ein bißchen Atempause könnte doch der Öffentlichkeit gegönnt werden.

Titel:

Beruhigung nach den
St. Pöltner Tagen notwendig.

Und schon wirkt es:

Ruhe in St. Pölten

Heimwehr und Schutzbund wollen in Baden Umzüge veranstalten, in dem

schönen Garten, in dem das erholungsbedürftige Publikum sich ergeht — —

Eine anmutige Vorstellung, die ihren Sperrdruck verdient. Titel:

Laßt Baden aus dem Spiel!

No und was ist mit dem Semmering? Titel:

Auch der Semmering braucht Ruhe!

Es ist dringend nötig

daß schon jetzt für alle Besucher dieser schönen Gegend die Beruhigung geschaffen wird, es wird im Juni keine Krakeelereien, keine Gefahr der Störungen geben.

Der jüdische Indikativ ist in solchen Fällen angezeigt. (Es sind Gerüchte in Umlauf, daß Ullstein ihn kaufen will. Ob das dann so weiter gehen wird?) Sozialdemokratischen Setzern, die an dem Text eines kommunistischen Blattes Zensur geübt haben, redet er zu:

Sorgt für die Bewahrung der Preßfreiheit.

Und wiederholt die Mahnung. Wenn sie nicht gleich parieren, wird er streng:

So wenig wir die kommunistischen Hetzereien zu billigen vermögen, so sehr muß prinzipiell und ein für allemal die Beschränkung der Meinungs- und Preßfreiheit verurteilt werden.

Und schon. Ich habe einmal einen Clown gesehn, der setzte sich den Hut quer auf, steckte die Hand zwischen die Knöpfe der Jacke und sagte: Napoleon! Als ihn daraufhin niemand agnoszieren wollte, schrie er es immer lauter und bestand darauf, für den Napoleon gehalten zu werden. Die Entscheidung des Verfassungsgerichtshofes in der Dispensfrage beantwortet jener mit dem Notschrei:

Recht gegen Gerechtigkeit!

Er meint natürlich: Gerechtigkeit gegen Recht! (Unter solchen Umständen kann man sich schwer vorstellen, daß Ullstein noch einen Gusto hat.) Mahnen tut er immer, wenn man auch nicht immer weiß, was er mant.

Laßt das Bundesheer aus dem Spiel!

Manchmal scheint er wie etwas ein Attinghausen dazuliegen und mit den letzten Atemzügen einer zu Ende gehenden Journal-Aktiengesellschaft Ezes der Altersweisheit zu geben wegen der Wirrnisse im Staat. (Er ist aber noch relativ jung und soll schon eingehen.) Das macht er so:

Kämpft, aber nicht gegen die Parteien, sondern gegen die öffentliche Verschwendung! Kämpft, aber nicht gegen wichtige Teile des Bürgertums, sondern für die Einschränkung der Lasten, für die Eindämmung der inflatorischen Tendenzen! Sagt Schach an dem Frevel, der unseren Wohlstand auf allen Gebieten aussaugt! Macht mit einem Wort nicht negative, sondern bejahende Politik, gehorcht der Stimme der Vernunft, der Mäßigung und der Friedlichkeit, die auch im schärfsten Kampf der Geister nicht schweigen darf.

Mit einem Wort, seids einig und gebts Ruh. (Nicht geschenkt nimmt Ullstein das Blatt.)

—

Der Zweck der Sonderbeilage

besteht darin, vor allem ein Gesamtbild der czechoslowakischen Wirtschaft dem österreichischen Publikum zu vermitteln.

Er dürfte vor allem in etwas ganz anderem bestehen, und darum ist zwar der publizistische Vorspann des Herrn Schober begreiflich, der des tschechischen Außenministers aber verwunderlich, und daß Masaryk das Ansinnen der Mitarbeit auch nur — mit einer Antwort, die gedruckt werden konnte — abgelehnt hat, bedauerlich.

—

Weißwurst und Gänseleber

Sechzig süddeutsche Metzgermeister reisen nach Paris.

Unter diesem Titel hat einer der Fleischer-Verbandszeitung (Berlin, Nr. 149 vom 28. Juni) seine feuilletonistische Begabung zur Verfügung gestellt — denn auch das kann man — und plaudert wie folgt:

— — Die »Weißwurst aus München« kommt zur »Pariser Gänseleber«, um zu lernen. Genau betrachtet hat diese kleine Begebenheit noch eine besondere Bedeutung. Darum haben wir die fünftägige Studienreise mitgemacht.

Da wird wohl mancher Happen abgefallen sein.

Münchner, Augsburger, Ulmer und Pariser Metzgermeister saßen an einem Tisch beisammen. Sie haben sich gewiß nicht recht gut verstanden, was die Sprache anbetrifft. Und doch fühlten sie sich miteinander verbunden durch das gemeinsame Handwerk.

Man sprach nicht über Politik:

Man sprach über das, was beiden Teilen gemeinsam und in gleicher Weise am Herzen lag.

Man sprach über den Beruf.

Tauschte Erfahrungen aus über die besten Methoden Würste zu räuchern und Schinken zu konservieren. Die Wursthaut war, wenn man so sagen darf, die gemeinsame Brücke zur Verständigung.

Man darf. Aber die Wursthaut kann mehr.

Es schien dabei, als seien die Münchner Weißwurst und die Pariser Gänseleber nicht nur der Mittler zwischen Münchner und Pariser Metzgermeistern, sondern als seien sie auch irgendwie ein Verständigungsweg zwischen zwei Völkern. Als seien sie ein ganz kleiner, liebenswürdiger, sehr inoffizieller, sehr menschlicher Beitrag zur Völkerversöhnung.

Das könnte wahr sein. Wenn die Außenpolitik den Völkern endlich wurst wäre, könnte die Wurst mit besserem Gelingen Außenpolitik machen. Und der Feuilletonist der Weißwurst, die ein Weißbuch ersetzen könnte, beschreibt nun, wie abseits jeder Politik die Menschen standen, die da in Paris miteinander durch Schlachthöfe, Viehmärkte und Wurstfabriken gewandert sind. Genau betrachtet waren sie:

»Volksvertreter« im wahrsten Sinne des Wortes.

Sie vertrugen sich ganz ausgezeichnet:

Hatten alle das eine Interesse, gute Würste zu machen und von einander zu lernen. Es spielte dabei absolut keine Rolle, daß der eine Teil in einem Lande lebt, das den Weltkrieg gewonnen, der andere Teil in einem, das ihn verloren hat.

Verloren oder gewonnen —

das haben die Kollegen aus Süddeutschland sofort erkannt: Deswegen müssen sich die Herren in Paris nicht einen Deut weniger plagen, um ihr Geld zu verdienen, als sie selbst. Und diese Erkenntnis hat in ihrer sympathischen Versöhnlichkeit dazu beigetragen, daß man sich verstand.

Auch die Pariser Kollegen mußten es erkennen, und darum hat sich Herr Jumin, der Präsident des französischen Fleischersyndikats mit Herrn Geheimrat Würz — zwei, die sich plagen müssen, um ihr Geld zu verdienen — photographisch aufnehmen lassen. Da aber ist der Wurstpazifist beim springenden Punkt angelangt, wo man sich kein Wurstpapier vor den Mund nimmt:

Wir wollen das ruhig einmal aussprechen: Wenn die Schriftsteller Karl Kraus aus Wien oder Alfred Kerr aus Berlin in Paris Vorträge halten, so ist das gewiß ganz schön und für einen sehr kleinen Kreis wohl auch ein besonderes Ereignis. Aber im Grunde sind diese Dinge ganz belanglos und ohne ernsthafte Wirkung. Wir sind der Überzeugung, daß die Verständigung zwischen kleinen Leuten, zwischen wahren »Volksvertretern« unendlich wichtiger ist als alles andere. Aus dieser Perspektive gesehen war die Studienreise der netten, gewichtigen süddeutschen Metzgermeister eine sympathische und erfreuliche Sache.

Diesem Gedankengang wäre in keinem Punkte zu widersprechen, höchstens etwa durch den Zweifel, ob es gar so schön ist, wenn der Alfred Kerr in Paris Vorträge hält. Immerhin dürften die Studienreisenden von ihm mehr wissen als von mir, da sein Name manchem von ihnen schon auf Wurstpapier aufgefallen sein dürfte. Aber wichtiger selbst als daß ich in Paris Vorträge halte, ist gewiß, daß die Metzger gutzumachen suchen, was die Schlächter angerichtet haben, und es ist ganz vernünftig, daß der Fleischerverbandsfeuilletonist auch einem Austausch der Bäcker, Schneider, Schuster, Köche und anderer Berufe das Wort redet. Nur schade, daß die Völkerversöhnung, soweit sie die netten, gewichtigen Metzgermeister eingeleitet haben, ein wenig wieder dadurch gefährdet wird, daß ihr Wortführer — als Fazit der Studienreise und in Sperrdruck —

allerdings sagen muß, daß man in Paris, sowohl was die baulichen Anlagen betrifft, als auch in punkto Hygiene und Humanität weit hinter den deutschen Schlachthäusern zurück ist. Der Pariser Schlachthof Villette läßt sich an Fortschrittlichkeit und Sauberkeit keineswegs etwa mit dem Münchner Schlachthof vergleichen. Besonders interessant ist dabei die Tatsache, daß die Tötung der Tiere in einer Weise ausgeführt wird, wie sie in Deutschland, speziell in München, schon längst als unhuman abgelehnt ist.

Und nachdem die »reichlich rückständige und für unsere Begriffe rohe Tötungsart« der Gastgeber beschrieben ist, wird noch das

Lob der französischen Liga für Tierschutz ausgeschlachtet, die ausdrücklich empfiehlt, »gerade von Deutschland in dieser Hinsicht etwas zu lernen«. Das mag richtig sein und ohne Zweifel ist der nationale Wetteifer solcher Bestrebungen überaus erfreulich nach Ablauf einer Epoche, in der schon längst als inhuman abgelehnte Tötungsarten an Menschen die nationale Glorie mehren halfen. Alles in allem wäre der berechtigte Stolz auf die hygienische Anlage einer Schlachtbank auch sicherlich der Verlogenheit von Generalstabsberichten vorzuziehen. Immerhin wird der ganz kleine, liebenswürdige, sehr inoffizielle, sehr menschliche Beitrag zur Völkerversöhnung, wenn man so sagen darf, durch einen Mißton der Revanchepolitik Eingeladener gestört und die Brücke der Verständigung, die die Wursthaut bildet, am Ende leider abgebrochen.

—

Vorsicht!

Von Zeit zu Zeit gelüstet es mich, in der »Dötz« am Sonntag nachzuschauen, wie's mit den Schweißfüßen geht. Der Ratgeber ist unerschöpflich an Variationen desselben Rats, denn schier ungeheuer ist der Andrang und offenbar genügt es den Bodenständigen, die sich das Übel zugezogen haben, keineswegs, daß ein für allemal oder bei besonderen Gelegenheiten das Mittel bekanntgegeben wird, sie wollen es immer wieder schwarz auf weiß nachhause tragen, so daß man den Eindruck hat, daß sie eher auf Erhaltung als auf Beseitigung Wert legen. In einer und derselben Rubrik war zwischen Ratschlägen gegen Magerkeit und Fettleibigkeit, gegen Stockschnupfen und Totwerden des Fingers, und was so vaterländische Leiden sind, zu lesen:

Schweißfüße. Man pinselt die Füße eine Zeitlang täglich mit 5- bis 10 prozentigem Formalinspiritus oder mit 3 prozentiger wässeriger Chromsäurelösung ein. Außerdem muß man fleißig die Fußbekleidung wechseln und die benützten Schuhe gut auslüften und der Sonne aussetzen. In besonders hartnäckigen Fällen hilft eine Behandlung mit Röntgenstrahlen (aus harten Röhren).

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Fußschweiß. Man kann dieses lästige Übel leicht wegbringen, wenn man die Füße eine Zeitlang täglich mit 5- bis 10 prozentigem

95

Formalinspiritus einpinselt. Außerdem muß man fleißig die Fußbekleidung wechseln und die benützten Schuhe der Sonne aussetzen. Die Beseitigung des Fußschweißes hat keinerlei gesundheitliche Nachteile zur Folge.

Eigentlich und fast mit denselben Worten — mit dem gleichen schnöden Rat, die Sonne den Schuhen auszusetzen — wird also dasselbe gesagt, nur daß im zweiten Fall auch vor einer leichten Polemik gegen das Übel nicht zurückgescheut wird. Hier scheint es sich um einen Überängstlichen zu handeln, dem in Gesinnungskreisen eingeredet wurde, daß die Beseitigung gesundheitsschädlich sei. Und wer weiß, vielleicht sind diejenigen, die der Dötz die scheinbare Heilung verdanken, wirklich nicht mehr dieselben. Sie gehen ein, werden kopfhängerisch und mancher, vordem ein Bild strotzender Gesundheit, ist nicht mehr zu erkennen und betrachtet den Zuruf »Heil!« als Ironie. Mit diesen Dingen ist nicht zu spassen. Früher, ja, da wurde einfach die Fußwaschung empfohlen, die in jedem Alter auch noch in der Republik erschwinglich war. »Laues Wasser mit Seife«, fertig. Doch das imponierte den Interessenten nicht, darum wird jetzt Formalin verordnet oder gar Röntgen, noch dazu mit harten Röhren. Man müßte, wie bei allen diesen Eingriffen, die die moderne Medizin angibt, erst die Folgen abwarten. Besser aber gleich zu Zeileis!

—

9 jahrfeier

Wien, 29. April. (Vizekanzler Vaugoins Eintritt in das zehnte Jahr seiner Ministerschaft.) Gestern jährte sich zum zehntenmal der Tag, da Vizekanzler Vaugoin sein Amt als Bundesminister für Heereswesen antrat. Aus diesem Anlasse erschienen — — Vizekanzler Vaugoin antwortete, vor neun Jahren habe er sich nicht aufrichtig darüber freuen können, auf einen hohen Posten gestellt zu sein, denn die zu lösende Aufgabe schien unermeßlich groß. Wenn wir heute auf das geschaffene Wiederaufbauwerk zurückblicken — — nicht für die Gegenwart, sondern auch für eine bessere Zukunft. Mögen unsere Nachkommen — — uns genügt das Bewußtsein, unsere Pflicht — —

Und was wird erst die Zehnjahrfeier bringen?

—

Titel

Neues Wiener Journal:

Marxistischer Überfall auf Heimwehrleute.

Arbeiter-Zeitung:

Nächtlicher Heimwehrüberfall bei Graz.

Das zweite wäre aber, da die Herren ja mit den Subjekt- und Objektbeziehungen ohnedies schwanken, als gemeinsamer Titel zu empfehlen.

—

Je nachdem

»Und Seitz selbst bemerkt dazu: Ich wünsche mich gar nicht in den Ruf eines ‚mutigen Mannes' zu bringen, denn ich bin kein Krieger, ich bin Pazifist, und am wenigsten brüste ich mich meines Mutes. — —«

»— — Also: Wachsamkeit! Die Organisationen stärken! Den Schutzbund ausbauen! Bereit sein! Gewehr bei Fuß und das Pulver trocken!«

—

Männerstolz

Die Konfiskation der Arbeiter-Zeitung. Unser verantwortlicher Redakteur, Dr. Oskar Pollak, ist in Angelegenheit des beschlagnahmten Artikels vom 5. d. bereits gestern vom Untersuchungsrichter einvernommen worden. Er hat die Erklärung abgegeben, daß er den Artikel vor der Drucklegung gelesen und in Kenntnis seines Inhaltes zum Druck befördert habe. Die Arbeiter-Zeitung übernimmt also für diesen Artikel die volle Verantwortung.

—

Gracchi

— — Allerdings war er noch auf einem anderen Gebiet tätig, er war nämlich Hauptkommissionär des Bankiers Bosel!

(Hört! Hört! bei den Sozialdemokraten.)

Besser nicht zu viel hören!

—

97

Was gibts denn Neues?

1. Spalte:

Päpstlicher Orden für Dr. Schober

Mit dem Großkreuz des Pius-Ordens dekoriert.

Papst Pius XI. hat dem Bundeskanzler Dr. Schober das Großkreuz des Pius-Ordens verliehen. Wie der Kardinal-Staatssekretär Pacelli dem Gesandten beim Heiligen Stuhl Dr. Kohlruß erklärte, ist die Verleihung dieser hohen Auszeichnung als ein besonderes Zeichen des Wohlwollens des Heiligen Vaters zu werten, der damit die Verdienste des Bundeskanzlers Dr. Schober anerkennen wollte. Bundeskanzler Dr. Schober hat heute mittag dem Apostolischen Nunzius Msgr. Sibilia einen Besuch abgestattet, um ihn zu bitten, dem Heiligen Vater seinen Dank zu übermitteln.

3. Spalte:

Steckbrief gegen Bekessy zurückgezogen.

Ein Beschluß der Ratskammer des Wiener Landesgerichtes I.

Wie wir erfahren, hat die Ratskammer des Landesgerichtes Wien I in ihrer am 27. v. M. abgehaltenen Sitzung nach Anhörung der Staatsanwaltschaft beschlossen, den wider Emmerich Bekessy am 16. Juli 1927 erlassenen Steckbrief zu widerrufen.

Bekessy, der seit 1927 in Budapest lebt und dort der Herausgeber des politischen Montagblattes »Reggeli Ujsag« und der volkswirtschaftlichen Zeitungen »Tözsdei Kurir« und »Ostkurir« ist, beabsichtigt nicht, nach Österreich zurückzukehren, sondern wird seine journalistische Tätigkeit in Budapest fortsetzen.

Triumph

So schwindet weltlicher Ruhm. Vor einem Jahre hat sich Herr Steidle schon als Mussolini, als Diktator Österreichs gefühlt; jetzt muß er sich wohl oder übel auf die Führung seiner Advokaturskanzlei zurückziehen. Vor einem Jahre hat Herr Pfrimer dem »Marxismus« den »Krieg bis auf das Messer« angesagt, der nicht früher enden dürfe, als bis der eine oder der andre der Gegner auf dem Felde geblieben sein wird; jetzt — nun, jetzt ist wirklich einer auf dem Felde geblieben. Welches Pech, daß es nicht der »Marxismus« ist!

Das Erbe der beiden tritt Herr Starhemberg an; — —

Und ich hab schon geglaubt: die Sozialdemokratie.

Was man so am Sonntag erfährt

Der Tag:

Heute, zum fünfundzwanzigjährigen Jubiläum der ‚Weltbühne', muß gesagt werden, daß — — Aber auch, wie unendlich traurig es ist, daß wir in Österreich überhaupt keine Zeitschrift haben, geschweige denn eine, die sich mit der ‚Weltbühne' messen könnte.

Neues Wiener Journal:

Im Augustheft des ‚Kunstwart' erzählt Josef Hofmiller, daß 1913 der Nobelpreis für unseren Rosegger erhofft, aber dann an Rabindranath Tagore verliehen wurde. Soviel ich weiß, ist bisher noch kein anderer österreichischer Dichter für den Nobelpreis auch nur in Frage gezogen worden. Uns zu bewerben sind wir zu stolz — —

Absatz, bestehend aus dem Nachsatz eines Satzes

— — sondern eben ein historischer Mandelbogen.

Freilich ein durch glückliche Konstruktion des »fruchtbaren Augenblicks« geschickt gruppierter Mandelbogen, auf dem nicht nur die eben jetzt durch das kürzlich im Verlag Oesterheld und Komp. (Berlin) erschienene Buch »Dreyfus« von Walter Steinthal neuerlich interessant gewordenen Figuren der französischen Generalstäbler, sondern auch die bedeutende Gestalt Clemenceaus, und so leuchtende und teure Erscheinungen wie Emile Zola, Anatole France und Jean Jaurès gezeigt werden.

Von O. K., nämlich dem von der Arbeiter-Zeitung.

Polemik desselben

Professor Dr. Leopold Brandls Dialoge über Sprachsünden sind eingehend und gediegen. In der vorigen Woche wurde der falsche Gebrauch des Konjunktivs . . behandelt. Auch der falsche Gebrauch von »würde« nach »wenn«, bei Zeitwörtern in tätiger Form. — — Diese eindringliche Erinnerung ist freilich sehr nötig, aber leider wahrscheinlich gegenwärtig eine Rede in die vier Winde. Denn gerade beim ekelhaften Mißbrauch des »würde« ist das Sprachgefühl durch die Verlotterung des Zeitungsdeutsch schon so abgestumpft, daß die Allgemeinheit die Sprachbarbarei weder hört noch einsieht — —

Eine Rede in die vier Wände der eigenen Redaktion.

Humor desselben

— — ohne lachend mit dem Bauch zu wackeln

oder

— — Eigentlich hab' ich mir's gleich denkt!

oder

Klimbim, Trara, Tutu!
Puffpuff, Tschitschi, Regie!

99

Eine neue Plage

»L. fuhr in einem Nichtraucherwagen . . und schmauchte vergnügt sein Zigaretterl.«

»Der Name Girardi wird wieder genannt. Möglich, wahrscheinlich, daß diesem oder jenem Zeitungsleser — natürlich nur solchen, auf deren Scheiterln bereits der Schnee schimmert — das Zeitungsblatt in der Hand zittert und daß er in der Herzgegend so etwas wie einen leichten Stich empfindet.«

Nur aus Angst, daß es um sich greifen könnte.

—

Wer sagt das?

In Österreich darf künftighin nicht mehr karikiert werden. Das Karikieren wird bezirksgerichtlich verboten. — — — — Es ist aber einigermaßen zu befürchten, daß man in dem karikaturfreien Österreich manchmal meinen wird, es handle sich um eine bösartige Karikatur, während in Wahrheit nur eine harmlose naturtreue Photographie vorliegt.

Und wem sagt sie das!

—

Pech!

Norddeutscher Lloyd
Literarische Abteilung

Schriftleitung »Die Fackel«
Wien 3
Hintere Zollamtsstr. 3

Bremen, den 14. Juni 1930

Hierdurch erlauben wir uns Bildmaterial zu übersenden, das Ihnen vielleicht für Illustrationszwecke oder sonstwie zur Veröffentlichung geeignet erscheint.

Wir überlassen Ihnen das Bildmaterial mit allen Rechten, bitten aber um Nennung des Norddeutschen Lloyd, sowie um Übersendung eines Belegexemplares.

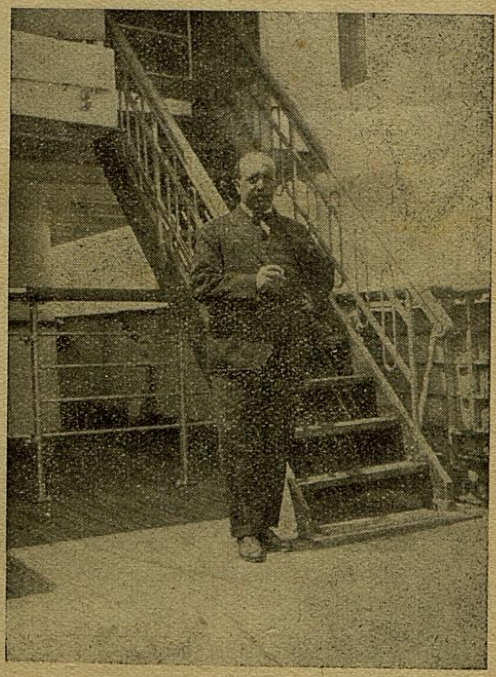
Mit vorzüglicher Hochachtung
Norddeutscher Lloyd
Literarische Abteilung
Unterschrift

Wozu der Norddeutsche Lloyd eine literarische Abteilung hat und wie sie dazu kommt, die Fackel in der Liste ihrer Geschäftsverbindungen zu führen, ist nicht ganz klar. Aber ein ganz besonderer Glücksfall der Fall, in dem sie von der Adresse Gebrauch gemacht hat, weil sich herausstellt, daß von sämtlichen Zeitschriften, an die

das Bildmaterial versandt wurde, die Fackel die einzige ist, der es für Illustrationszwecke oder sonstwie zur Veröffentlichung geeignet erschien. Pech, das das Bildmaterial hat. Auf dessen Rückseite ist die folgende Notiz zum Gebrauch befestigt:

Der bekannte österreichische Schriftsteller Felix Salten hat sich als Vertreter der »Neuen Freien Presse« zusammen mit 13 europäischen Journalisten auf Einladung der Carnegie-Stiftung für internationalen Frieden auf Dampfer »Berlin« des Norddeutschen Lloyd kürzlich nach New York begeben. Die Herren unternahmen eine zwei Monate dauernde Studienreise durch die Vereinigten Staaten, um die dortigen wirtschaftlichen, sozialen, politischen und geistigen Verhältnisse zu studieren.

Das der Fackel mit allen Rechten überlassene Bildmaterial:



Wie er sich halbwegs beruhigt hat

Im Anblick dieser erhaben einsamen Natur, dieser abweisenden Szenerie, dieser majestätischen Monumente, von einer rätselhaften Riesenkraft in wilder Laune zahllos für sich selbst errichtet, in solchem Anblick wird das Auge trunken vor Verzweiflung und verzweifelt an seiner unergiebigen, negativen Trunkenheit. Die Seele, zurückgestoßen und magisch aufgewühlt, sucht ihrem erbärmlichen Alleinsein durch Musik zu helfen. Aber jede Melodie wird klein und zersplittert ins Lächerliche angesichts solch schweigend tönender Größe. Einzig Beethoven, einzig dessen »Fünfte« mit den zwei letzten Sätzen, oder die »Eroica«, die man sich durch den Sinn klingen läßt, bringen halbwegs Beruhigung. Und hoch aufatmend schaut man den Adlern zu — —

Jüdeln die auch?

Wegen Bambi!

Abends an der Bahnstation. Eine Hirschkuh geht zwischen den Geleisen einher — — Da macht sich ein winziges Baby, kaum dreijährig, von Mutter los, rennt der Hirschkuh entgegen und redet ihr zu: »Geh' nach Hause, Liebling!« Die beiden stehen ganz nahe einander gegenüber, die Hirschkuh und der kleine Blondkopf. Die Hirschkuh spitzt die langen Ohren, streckt den schönen Kopf langsam vor, küßt das holde, kleine Menschenwesen — — Reizend war diese Szene. Und tröstlich.

Alles nur, weil Er in der Nähe war. Gesprochen hat sie leider nichts.

Sympathisches aus Washington

— — Dann aber gibt es eben Dutzende von Arbeitszimmern, die gelehrten Forschern wochen- und monatelang für ihre Studien zur alleinigen Benützung überlassen werden. Daß der Bibliothekar, der mich führte, mir ein Kartenverzeichnis aller meiner Bücher mit der Frage übergab, ob kein Buch fehle, war eine hübsche Aufmerksamkeit.

Es fehlt nämlich die Mutzenbacher.

Es ist nun einmal nicht wegzuleugnende Tatsache

schreibt ein Professor im Neuen Wiener Journal

daß just am 14. Juni 1880 zu Sternberg in Mähren Frau Berta, Gattin des Reichsritters Karl v. Molo, eine warmherzige, prächtige Tochter der alten Patrizierstadt Augsburg, eines Knäbleins von lieblicher Rundlichkeit genas, das in der Taufe den Namen Walter erhielt. Junges, blühendes Reis an uraltem Stamme: ums Jahr 1000 bereits ist das Geschlecht derer von Molo nachzuweisen, von 1000 bis 1500 in Bellinzona, dem »Belentz« des ehemaligen Herzogtums Schwaben, beheimatet. Meist wirkten die edlen Herren als Diplomaten an deutschen und italienischen Höfen. 1730 ließen sie sich in Bayern nieder, erwarben großen Grundbesitz, zählten bald zu den angesehensten Handelsherren und Großkaufleuten Süddeutschlands. 1792 wurden sie in den deutschen Reichsritterstand erhoben und führen seither den alten Reichsadler Deutschlands im Wappen. Die napoleonischen Kriege vernichteten den Reichtum des Geschlechts. Viele Molos schlugen sich als Offiziere auf allen Schlachtfeldern; einer zeichnete sich bei Leipzig besonders aus.

Einer ist Lektor bei Zsolnay und Präsident der deutschen Dichterakademie, ein anderer wirkt bei Mosse.

Die Jahre flogen dahin; Molo reifte zum Manne.

Das pflegt häufig zu geschehen, aber selten wirft der Herbst eine so köstliche Frucht ab wie das Feuilleton über die jüdelnden Hasen.

—

Das ewige happy ending

Deren Autor bringt als happy ending eines amerikanischen Feuilletons das folgende:

— — Aber das ewige happy ending des Filmes hatte seinen Einfluß auf die Schaubühne — — Das ewige happy ending schuf auch im Kino eine Stimmung der absoluten Sorglosigkeit. — — Das ewige happy ending hat die Empfindung des Tragischen, besonders in der jungen Generation, fast vollständig vernichtet, und das ist eine Sache, gefährlicher, als sie aussieht. Durch das ewige happy ending ist die Menschheit um eine große, ungeheuer wertvolle Schönheit ärmer geworden — —

Faktisch fürwahr in der Tat wirklich ein ewiges happy ending.

—

Alles geht gut aus

Ein Mann behauptet, auf dem Polizeikommissariat einen Faustschlag von hinten auf den Kopf erhalten zu haben, auf Grund der »diesbezüglichen Anzeige«, die er höheren Orts erstattet hat, wird er wegen Beleidigung des Polizeibeamten angeklagt. Der Beschuldigte bleibt dabei, daß er den Schlag auf den Kopf von hinten erhalten habe, der Richter fordert ihn auf, eine Ehrenerklärung abzugeben.

»Der Arzt hat keine Verletzungen festgestellt. Am vernünftigsten wäre ein Ausgleich. Die Polizei hat eben die Autorität zu wahren und kann dabei nicht immer mit Glacéhandschuhen arbeiten. (Zum Kläger:) Die Polizeidirektion weiß das ganz gut und es wird Ihnen bestimmt nichts geschehen, wenn Sie eine Ehrenerklärung annehmen.« — Es kam auch schließlich zum Ausgleich. Draxler gab eine Ehrenerklärung ab und verpflichtete sich zur Zahlung der Kosten.

Na alstern, gut is gangen, wenngleich man nicht weiß, ob nix gschehn is, nämlich dem Anzeiger. Sympathisches Staatswesen.

Unordnung in Frankreich

Disziplinierung eines Pariser Polizeidirektors.

Wegen Mißhandlung eines Untersuchungshäftlings.

Paris, 5. April.

Die Versetzung des Direktors der Pariser gerichtlichen Polizei, Benoist, wird von der französischen Presse lebhaft kommentiert und allgemein mit der Angelegenheit Almazow in Zusammenhang gebracht.

Der Schneider Almazow war bekanntlich vor einiger Zeit unter dem Verdacht verhaftet worden, den Handelsangestellten Rigaudin, dessen Leiche man in einem Koffer im Bahnhof von Lille gefunden hatte, ermordet zu haben. Bei der trotz ungenügenden Beweismaterials eingeleiteten Untersuchung versuchten Polizeibeamte, Almazow mit Wissen und in Gegenwart Benoists durch wiederholte Schläge und schwere Mißhandlungen zu einem Geständnis zu bringen. Almazow hatte schon damals gegen den Direktor der gerichtlichen Polizei eine Klage wegen Mißhandlung eingebracht.

Der Fall Almazow beschäftigte die Öffentlichkeit wochenlang und hat kürzlich durch einen Beschluß der Anklagekammer, in dem die Ergebnisse der Untersuchung als vollständig unzulänglich bezeichnet werden und in dem das Vorgehen der Polizei in scharfer Weise getadelt wird, sowie mit der heute erfolgten Versetzung Benoists sein Ende gefunden.

Das Erbe

— — Gegenüber dem Bundesrat K. bemerkt der Redner: Ich muß es im Namen der Mehrheit des Ausschusses zurückweisen, wenn es so hingestellt wird, als wenn man durch eine Ehrung des Andenkens des Kaisers Franz Joseph sich gegen die Treue zur Republik vergeht. (Lebhafter Beifall und Händeklatschen bei den Christlichsozialen.) Ich glaube, daß die Pflichttreue des Kaisers Franz Joseph ein Erbe wäre, welches wir in die Republik mitnehmen wollen und, wenn wir so pflichtgetreu, wie er es getan hat, unsere Pflichten in der Republik erfüllen, dann wird es gut bestellt sein um die Republik und um die Zukunft unseres Staates und Volkes. (Lebhafter Beifall und Händeklatschen bei den Christlichsozialen.)

Als ob die Republik diesbezüglich nicht versorgt wäre und nicht schon einen hätte, der noch hundert Jahre alt wird.

Ich kann zusperrn!

(Ein neuer Schober-Marsch.) Der beim Wiener Strafbezirksgericht I tätige Justizoberaktuar Franz Haarhofer hat vor wenigen Wochen einen Marsch komponiert, den er als Dr.-Johannes-Schober-Marsch dem Bundeskanzler gewidmet hat. Nunmehr hat Oberaktuar Haarhofer vom Bundeskanzleramt den offiziellen Bescheid erhalten, daß der Bundeskanzler die Widmung angenommen hat. Der neue »Dr.-Johannes-Schober-Marsch« gelangt bereits in der nächsten Zeit durch die bekannte Kapelle Holzer im Radio Wien zur Uraufführung.

e (Zum Osterschinken nur Kollmer's Aspik.)

Was treibt denn der Setzer, das gehört ja nicht mehr dazu!

Pflicht

Am 15. Juli habe ich gar keinen Mut zu entwickeln,

sondern einfach pflichtgemäß zu handeln gehabt.

(Lebhafte Zustimmung bei den Sozialdemokraten.)

Schober? Nicht doch, Seitz!

---

15. Juli

Erinnert ihr euch? Waffenlose Menschen in wilder, von Todesangst gepeitschter Flucht. Hinter ihnen Schwarmlinien Bewaffneter, die schießen . . .

Erinnert ihr euch? Eine Krankenschwester, über einen Verwundeten gebeugt. Ein Schuß . . . die brave, tapfere Frau ist tot.

Erinnert ihr euch? Neunzig Särge nebeneinander vor der Mauer des Zentralfriedhofes. — — Der Kanzler-Prälat — — Der Vizekanzler — —

Erinnert ihr euch? Neunzig Volksgenossen auf der Bahre. — —

— — Die Nervosität, die Kopflosigkeit eines seither schon pensionierten Beamten hat den Zusammenstoß zwischen der Menge und der Polizei verschuldet, der die Masse in wilde Raserei gebracht hat — — Noch erinnert sich ganz Wien des Bildes unseres Bürgermeisters hoch auf dem Löschwagen — —

Nur an Herrn Schober will es sich mit keinem Worte erinnern. Aber es soll sich doch erinnern, daß Herr Dr. Otto Bauer, der Kronzeuge und parlamentarische Ankläger von anno dazumal, der Verfasser des Gedenkartikels ist.

Am Grabe der Juliopfer

stand wieder einmal die Sozialdemokratie, die an dem gleichen Tage Herrn Schober im Arbeiterheim empfing. Der Redner sagte, daß man noch heute, in der Erinnerung jenes Julitages, zurückschrecken müsse vor der Brutalität

der Machthaber

im Allgemeinen (da es schon unter dem Gesichtspunkte des guten Geschmackes zu vermeiden ist, die Polemik gegen den Präsidenten in der politischen Rubrik zwischendurch fortzusetzen); und meinte, daß deren Opfer in ihrem leidenschaftlichen Aufschrei über gebrochenes Recht

vielleicht Wege einschlugen, die nicht die unsrigen sind.

Er faßte die Situation ganz zutreffend in die Worte zusammen:

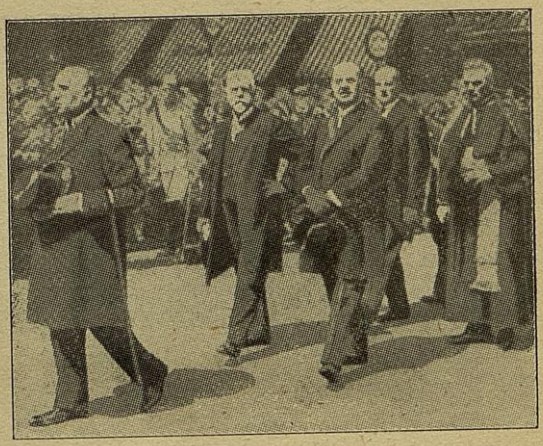
Der 15. Juli wird in der Erinnerung der Arbeiterschaft bleiben, bleiben wird auch in der Erinnerung, was nachher kam.

Mit Recht hebt die Arbeiter-Zeitung diese Worte durch Sperrdruck hervor und schließt den Bericht mit der schlichten Feststellung:

Damit hat die würdige Feier ihr Ende gefunden.

Österreichische Revolution

Die Herrschenden:



Der Bundespräsident, der Bundeskanzler, Vizekanzler Vaugoin und Minister Innitzer in der Prozession, die sich über den Graben bewegt. („Die Stunde", Photo Willinger.)

Die Revolutionäre:

Die Trauergäste vor dem Arbeiterheim (vorne von links nach rechts): **Otto Bauer, Bürgermeister Seitz, Nationalrätin Popp, Nationalrat Dr. Renner, Dr. Ellenbogen, Sever.**

Achtung, nicht stürzen:

Nationalrat Sever begleitet den Bundespräsidenten Miklas nach der Trauerfeier im Favoritener Arbeiterheim zum Wagen.

Aber jetzt: 15. Juli 1930

Nationalrat Sever empfängt den Bundeskanzler Schober vor dem Arbeiterheim. ‚Der Abend'

Selten ist mit größerer Unbefangenheit ein Brandmal zum Lichtbild erhoben worden!

Der Führer

». . . Der erste Taktiker seines Jahrhunderts! Er hat es mir selbst gesagt!«
Pariser Leben

Der Entwicklung Sehenswürdigkeiten
weist er als ein vielgewandter Führer.
Vorwärts, rückwärts, links und rechts zu schreiten,
all dies lehrt und klärt euch nach Gebühr er.

Wellenberge sind und Wellentäler,
vielverwickelt der Entwicklung Bänder:
vorgezeichnet zeigt er es dem Wähler
faktisch, praktisch, taktisch im Kalender.

Anders noch als jenen frommen Springern
muß im Zickzackkurs es uns gelingen.
Diesen Fortschritt darf man nicht verringern,
wenn zwei vor und drei zurück wir springen.

Daß der Feind heut frech, läßt sich erklären
und dazu noch mit Bestimmtheit sagen:
Wenn wir Sieger nicht besiegt nun wären,
könnten wir nicht einst ihn wieder schlagen.

Wie wir haben in der Hand die Massen,
ja da kann der Gegner sich verstecken:
blind gehorchen sie, wenn wir sie lassen
stracks und imposant die Waffen strecken.

Wißt ihr noch, ihr Herrn, wie nur erwogen
wir den Kampf, und schon ward er beschlossen.
Kaum war der Befehl zurückgezogen —
schon, ihr Herrn, gehorchten die Genossen.

Seht euch vor und kommt heran, ihr Herren,
da könnt ihr gleich wieder was erleben:
mögt ihr noch so dreist vom Siege plärren,
nun wohlan — wir werden uns ergeben!

Viribus unitis: weil beschieden
es hienieden und auch stets genügt hat,
daß am Wiener Hofe für den Frieden
die Partei entschieden obgesiegt hat.

Matsch, ja diplomat'sch wie diese Ahnen,
doch beiweitem weiser als die Kaiser
lenken wir die braven Untertanen,
aber eingedenk der Lorbeerreiser.

Geht es gut, wir werden vorwärts schreiten!
Kommt es anders — nun, Sie werden lachen,
denn dann kommt aus längst verklungnen Zeiten
auch der Trost: Da kann man halt nix machen!

Was da ist, ihr Herrn, es ist gegeben;
so und so: es ist diktiert vom Datum.
Die Doktrin läßt vielen Spielraum eben
noch fürs alte österreich'sche Fatum.

Hat's auch weiland weidlich uns verdrossen,
heute nehmen wirs beiweitem lauer.
Denn man schafft doch Klarheit, ihr Genossen,
sagt man sich: Das ist was andres, Bauer!

Inschriften

Reisetrieb der Neuen Freien Presse

Ausflüge? Wie sie sich selbst betrügt!
Ausflüchte jene heißen könnten.
In den letzten Zügen, in denen sie liegt,
sitzen die Abonnenten.

*

Revanche

Herr Schumy sprach von einem Karl Kraus.
Wie soll ich mich rächen?
Ich warte, bis die Geschichte aus:
sie wird von keinem Schumy sprechen.

*

Schloßtheater in Eisenberg

Zwar hat's die Zeit, doch nicht der Raum vergessen:
Gestern sind hier in den Nischen Komtessen,
u. a. jedoch dazwischen indessen
auch Goethe gesessen.
Rang und Parterre sind bald gesichtet,
die Bühne vorzüglich eingerichtet.
Er machte zum Spiel die gnädigste Miene.
Oben ist eine Versenkungsmaschine.

Notizen

Am 23. Mai wurde vom Minister des Innern in einer »historischen Sitzung des Nationalrates«, wie sie sein Organ genannt hat, das Folgende geredet:

— — Die Forderung der Heimwehrbundesführung muß unseren Herrn Bundeskanzler Schober an eine heitere Episode aus der Vergangenheit erinnert haben. Wir erinnern uns noch der humorvollen Aufforderung eines Karl Kraus, die dieser in den Straßen Wiens plakatieren ließ und die den kategorischen Imperativ enthielt: »Präsident Schober habe abzudanken.« Mit diesem Dekret scheint Karl Kraus in die Kompetenzsphäre des Goldfüllfederkönigs eingegriffen zu haben, der nächsten Tag die Aufforderung plakatieren ließ: »Schober habe zu bleiben.« Der Präsident wußte, was seine Pflicht sei und er blieb. Ob er aus Mißachtung gegen das Gebot von Karl Kraus, ob er aus Achtung für das Gebot des Goldfüllfederkönigs oder ob er deshalb auf seinem verantwortungsvollen Posten verharrte, weil er beide Urheber der widersprechenden Befehle für gleich kompetent hielt, bleibt dahingestellt. Der Leiter des Innenministeriums wird es so halten, wie es der seinerzeitige Polizeipräsident Schober, unser heutiger Bundeskanzler, gehalten hat. — —

Antwort an Schumy

Gesprochen am 24. Mai

Es ist schmerzlich, bei Goethe von Schumy reden zu müssen. Ich will aber, vor höherem Dienst am Deutschtum als er österreichischen Staatsmännern obliegt, nur kurz sagen, daß ich versuchen werde, den Landbündler, der an mir plötzlich zum Satiriker wurde, den Holzhändler, der sich beim Gedenken eines Karl Kraus zu scherzhaften Vergleichen gestimmt fühlte, den Minister, der mich im Parlament geschmäht hat, vor Gericht zu stellen. Ob es gelingen wird, weiß ich nicht, weil er zwar, wie er in derselben Rede gesagt hat, »keineswegs geneigt ist, Angriffe gegen das Gesetz hinzunehmen« weil es zwar, wie er gesagt hat, »keine Ausnahme vor dem Gesetz geben darf« — aber wenn man immun ist: doch. Die Arbeiter-Zeitung, die aus ihrem Kalender den 15. Juli streichen müßte, nennt die Rede, wo die von ihr widerspruchslos und gesperrt gedruckte Stelle vorkam, »mannhaft und tapfer«. Das wird sich erst zeigen. Ich bin jedenfalls nicht immun und kann angeklagt werden. So will ich Herrn Schumy durch den Verlag der Fackel bedienen und, fragend ob er sich mir nicht stellen möchte, ihm mitteilen lassen, warum und in welcher moralischen Absicht, des Mißerfolges voll und ganz bewußt, ich damals seinen Vorgesetzten aufgefordert habe, abzutreten. Damit er, der Vorgesetzte, und eine weitere Öffentlichkeit es endlich doch erfahren. Mein Wirken und dessen Motive

sind in Österreich ziemlich unbekannt und ich vermute, daß speziell Herr Schumy von meinen sämtlichen Werken kein anderes kennt als das Plakat, über das er gesprochen hat, womit er freilich eines meiner geschlossensten Kunstwerke kennen würde und eine meiner ethisch konsequentesten Aktionen, ohne jedoch hinter ihren eigentlichen Sinn gekommen zu sein. »Der Polizeipräsident«, hat er in der Rede gesagt, »wußte, was seine Pflicht sei, und er blieb«. Das weiß ich schon längst, besonders das bezüglich der Pflicht. Ich habe aber gleichfalls stets meine Pflicht erfüllt, insbesondere damals, und ich weiß außerdem noch, daß der Herr Schumy mit dieser Wortergreifung seinem Vorgesetzten einen schlechten Dienst erwiesen hat, mir einen bessern. Mit Recht hebt die Neue Freie Presse hervor, daß die Rede »manchmal eher den Charakter des Improvisatorischen trug«. Und wie immer man etwa das Gewicht der Meinung, die kürzlich ein Masaryk über mich geäußert haben soll, gegenüber der Rede Schumys einschätzen möchte, und wie lange der Nachruhm österreichischer Staatsmänner auch anhalten mag — von mehr Bestand als das, was Schumy über einen Karl Kraus sagt, dürfte sein, was Karl Kraus einem Schumy antwortet. Wenngleich vermutlich eine der letzten Auseinandersetzungen, die jener in troglodytischer Landschaft zu haben gedenkt. Goethe, dessen Feier ich entweihen mußte, hätte an einem Tage wie dem heutigen, an dem sämtliche Parteipressen darin einig sind, mich für ihren Hanswurst zu halten, erst die »tiefe Verachtung der öffentlichen Meinung« empfunden, die er als das einzige Resultat der Preßfreiheit erkannt hat. Freilich nicht ohne die Beruhigung, daß das Niederträchtige das Mächtige sei. Und nun — als Quarantäne der Klänge vor seiner göttlichen Helena: die Ouvertüre der Gluck'schen Iphigenie.

*

Arbeitsfülle und »die Depression im Gefühle des Vergeblichen« — sowohl der Erwartung, Herrn Schumy ausgeliefert zu bekommen, wie der Hoffnung, vor Gericht den Fall Schober entwickeln zu können — haben den Verzicht auf das Unternehmen bewirkt. Auch die Mühe einer schriftlichen Aufklärung des Herrn Schumy ist von anderer Arbeit abgedrängt worden. Sein Gedanke ward späterhin noch vielfach dahin abgewandelt, daß Troglodytenführer — unter dem Grinsen der Schmöcke — nicht so sehr die Parallele mit dem »Goldfüllfederkönig« beschämend fanden als das Beginnen, die Ideale der Heimwehr durch eine Verbindung mit Gestalten wie diesem und dem Fackelkraus zu profanieren. Da sogar in einem Gerichtsurteil — jenem, das den Verantwortlichen des Lippowitz betraf — festgestellt wurde, wo im Raum dieses Gedankenspiels eine Herabsetzung enthalten ist, so wäre es nicht schwer gewesen, alle diese Bundesbrüder der Abstrafung zuzuführen; aber der eigentliche Zweck: der Residenz die Vorgeschichte des Plakats zu erzählen,

wäre gleichwohl kaum erreicht worden. Die Erbärmlichkeit der Arbeiter-Zeitung hat bei den Sozialisten, die sich zum Werk der Fackel bekennen — wozu sie gewiß des Herausgebernamens entbehren könnten —, eine würdige Zurückweisung gefunden. Das Nachrichtenblatt ihrer Vereinigung (Juli 1930) veröffentlicht den Protest, den eine am 14. Juni abgehaltene Versammlung an die Redaktion der Arbeiter-Zeitung gerichtet hat und der mit den Worten schließt:

— — Die Versammlung verwahrt sich dagegen, daß dem höflichen Ersuchen, in unserem Zentralparteiorgan wenigstens nachher und mit wenigen Zeilen diese Schande festzustellen, nicht nur keine Folge gegeben, sondern die Bitte unserer Vereinigung überhaupt keiner Antwort gewürdigt wurde. — — Daß jedoch die Redaktion — trotz besonderer Einladung — keinen Vertreter zur Protestversammlung entsendete, nimmt diese nicht mehr als ein Zeichen überlegener Kraft, sondern als den deutlichen Beweis dafür hin, daß die Redaktion außerstande ist, vor unseren zweihundert Mitgliedern und Parteigenossen ihre empörende Haltung gegenüber dem früher so glühend verehrten Künstler und Kämpfer zu rechtfertigen oder zu entschuldigen.

Fritz König Prof. Dr. B. Fendrich

Ein Nachwort lautet:

»Wer sich's leisten kann, die Wahrheit öffentlich zu sagen, ist stark.«
(Dr. Ellenbogen im »Kampf«, Juni 1930)

Wer sie einsteckt, ohne zu reagieren, ist immer noch stärker.

Am 15. Juli hat die Vereinigung im Eisenbahnerheim eine Gedenkfeier für die Toten des 15. Juli 1927 unter dem Motto »Das Juliereignis im Lichte der ‚Fackel'« abgehalten. Deren Herausgeber hat diese Versammlung auf telegraphischem Wege wissen lassen, er »danke ihr und gedenke mit ihr der von ihrer Partei vergessenen Toten des 15. Juli«. Der Gang der Honoratioren zum Grab, — gekreuzt von dem gleichzeitigen Empfang vor dem Arbeiterheim — dürfte dieses Vergessen dem Bewußtsein weiterer Parteikreise überliefert haben.

Architektenvereinssaal, 23. April, 1/28 Uhr:
Die Seufzerbrücke.
Begleitung: Franz Mittler.

Mittlerer Konzerthaussaal, 5. Mai, 1/28 Uhr:
I. Vorbemerkung. — Zitat aus Belloc. — Befriedung.
II. Nachschrift (zu »Befriedung«). — Lied des Schwarz-Drucker / Schweres Rätsel, leicht zu lösen. — Jüdelnde Hasen. — Molo. — Zum Empfang (statt: Transzendentales bei Lippowitz). — Aus meinem Phonogramm-Archiv. — La Chanson de Schober.
III. Nach dreißig Jahren.
Begleitung: Georg Knepler.

Vorbemerkung:

Die mir zuteil gewordene Ehrung quittiere ich mit einem ehrlichen französischen merci bien, beziehungsweise mit einem ehrlichen englischen I thank you very much.

Vor dem Vortrag des Schoberlieds durch die Schallplatte (»Aus meinem Phonogramm-Archiv«):

»Und nun, wiewohl sich für mich nichts verändert hat, gehe ich doch mit dem Fortschritt und lasse der Technik das Wort.«

Nach dieser Produktion, die nach Abgang des Vortragenden stattfand und wiederholt werden mußte, die Worte: »Ich mache alles und kann auch persönlich hervortreten.« Hierauf »La chanson de Schober«, gleichfalls wiederholt, ein für den Tag verfaßtes, scheinbar französisches, aber deutsch gedachtes (und ohne die deutsche Grundlage unverständliches) Couplet.

Architektenvereinssaal, 1/2 8 Uhr:

21. Mai:

Vorbemerkung (ähnlich wie in Prag etc.)

Der Revisor.

Auf dem Programm nebst dem Personenverzeichnis der Erstaufführung im Burgtheater die Notiz:

Aus der Kritik Ludwig Speidels:

Die alte russische National-Comödie »Der Revisor« von Nikolaus Gogol ist heute fast unerwartet im Burgtheater aufgetaucht. Das Stück ist eine dramatische Satire auf die Verderbnis der russischen Beamtenwelt, eine Satire, die vielfach mit höchst primitiven Mitteln arbeitet, hin und wieder aber sich zu echtem Humor erhebt. — — Das Publicum konnte sich in das Stück nicht ganz hineinfinden. Man muß sich, um zum richtigen Verständnis zu gelangen, ein wenig nach Rußland versetzen, und dann wird man den kühnen Griff des Dichters begreifen und die Theaterfreiheit beneiden, unter welcher es möglich war, ein Stück, das so tief in das Fleisch der russischen Gesellschaft schneidet, auf die Bühne zu bringen.

Das Werk, anscheinend wüst zusammengestrichen, wurde am 18., 19. und 24. Mai 1887 gespielt und dann abgesetzt. Nach Jahrzehnten tauchte es in noch dürftigerer Gestalt flüchtig bei Castiglioni-Reinhardt auf, was den eigentlichen Antrieb gebildet hat, es in das Repertoire des Theaters der Dichtung zu übernehmen. Der Durchfall des Wiener Publikums der Achtzigerjahre, hinreichend begründet in der Genialität des Werkes, mag durch die Ungenialität der von Speidel gerühmten Darstellung gefördert worden sein. Nach der Kenntnis, die der Vortragende von den Mitteln des damaligen Burgtheaters hat, scheinen ihm — nebst dem Gutsbesitzer-Duo und dem an den Ossip verschwendeten Meixner — bloß Frau Kratz und das unvergeßliche Gespenst Arnsburg am rechten Platz gestanden zu haben. Die Rolle des Stadthaupts, viel zu wuchtig für den trefflichen Chargenspieler

Schöne, hätte Gabillon gehört, und was die Hauptrolle betrifft: mit Herrn Thimig mußte der Chlestakoff so hinfallen, wie er es nach der großen Rauschtirade gewiß nicht vermocht hat. Hier hätte, wenngleich nicht völlig kongruent, der bezaubernde Ernst Hartmann eintreten müssen, da Mitterwurzer — gleichermaßen als Stadthaupt vorstellbar — dem Burgtheater damals nicht mehr und noch nicht zugesellt war (der aus Striese und Dr. Wespe Katarakte der Bühnenlustigkeit schlagen konnte, nachdem Chlestakoff längst erledigt war). Doch alle schauspielerische Macht hätte — in Wien wie in Berlin — wahrscheinlich niemals zugereicht, dem Flachland mitteleuropäischer Geistigkeit die stärkste dramatische Satire der Weltliteratur zu erhalten.

22. Mai:

Zum 1. Male

Das Wintermärchen

Schauspiel in fünf Aufzügen von Shakespeare
nach der Übersetzung von Dorothea Tieck eingerichtet und teilweise bearbeitet vom Vortragenden
Musik und Begleitung: Franz Mittler.
Nach dem 2. Aufzug eine kleine Pause ohne Beleuchtung, nach dem 3. Aufzug eine größere Pause.

Reprisen im neuen Burgtheater am 31. Dez. 1889 und am 26. Nov. 1891 in der Übersetzung und Bearbeitung von Dingelstedt (vier Aufzüge, statt Böhmen; Arkadien) und mit Musik von F. v. Flotow.

Personen:

Leontes, König von Sizilien . . . . . Hr. Krastel
Hermione, seine Gemahlin . . . . . Fr. Wolter
Mamilius, Perdita } seine Kinder { . . . . . kl. Bella (kl. Spielmann
. . . . . Fr. Hohenfels (Frl. Hruby)
Camillo, Antigonus, Cleomenes, Dion } vornehme Sizilianer { . . . . Hr. Lewinsky
. . . . Hr. Baumeister
. . . . Hr. Altmann
. . . . Hr. Schreiner
Paulina, Antigonus' Gemahlin . . . . . Fr. Gabillon
Emilia, Kammerfrau der Königin . . . . Fr. Negro
Erste, Zweite } Hofdame
Ein Hofherr
Drei Edelleute
Ein Kerkermeister . . . . . Hr. Bleibtreu
Ein Diener . . . . . Hr. Bayer
Ein Gerichtsbeamter . . . . . Hr. Wiesner
Der Älteste des Gerichtshofes . . . . . Hr. Kracher
Der Oberpriester Apollos . . . . . Hr. Arnau
Ein Matrose

Polyxenes, König von Böhmen . . . . . Hr. Gabillon (Hr. Robert)
Florizel, sein Sohn . . . . . Hr. Hübner
Archidamus, am Hofe des Königs
Ein alter Schäfer . . . . . Hr. Sommer
Sein Sohn . . . . . Hr. Thimig
Autolykus, ein Spitzbube . . . . . Hr. Schöne
Mopsa
Dorcas . . . . . Frl. W. Sandrock
Ein Knecht
Die Zeit als Chorus

Herren vom Hofe und sizilianische Edelleute. Mehrere Gerichtsdiener. Schäferinnen. Schäfer. Knechte.

Ort der Handlung: teils in Sizilien, teils in Böhmen.

24. Mai:

Antwort an Schumy.

I. Gluck: Ouvertüre zu »Iphigenie in Aulis«. — Helena, Faust, der Tragödie zweiter Teil, III. Akt.

Musik und Begleitung: Franz Mittler.

II. Worte in Versen: Thyrsigeri multi . . . / Der Bürger, der Künstler und der Narr / Abenteuer der Arbeit / An meinen Drucker / Leben ohne Eitelkeit / Du seit langem einziges Erlebnis / Schnellzug / Traum / Dank / Das Wunder / Dein Fehler / Das Kind / Le papillon est mort / Liebeserklärung an Zerline Gabillon / Sonnenthal / Offenbach / Das arme Leben / Geheimnis / Der Grund / Die Zeitung / Vor dem Schlaf / Jugend.

Programmnotizen vom 7. November 1925.

11. Juni:

Madame l'Archiduc.

13. Juni:

Nestroy: Lumpazivagabundus.

Musik von Adolph Müller sen.

Mit dem Entree des Leim (Text von Nestroy, Musik von Suppé, 1856).

16. Juni:

Fortunios Lied.

Die Insel Tulipatan.

Aus dem III. Akt Pariser Leben.

Begleitung (am 11., 13. und 16. Juni): Georg Knepler.

*

Prag, Mozarteum, 1/28 Uhr:

2. Mai:

Die Prinzessin von Trapezunt.

Begleitung: Georg Knepler.

3. Mai:

König Lear.